

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

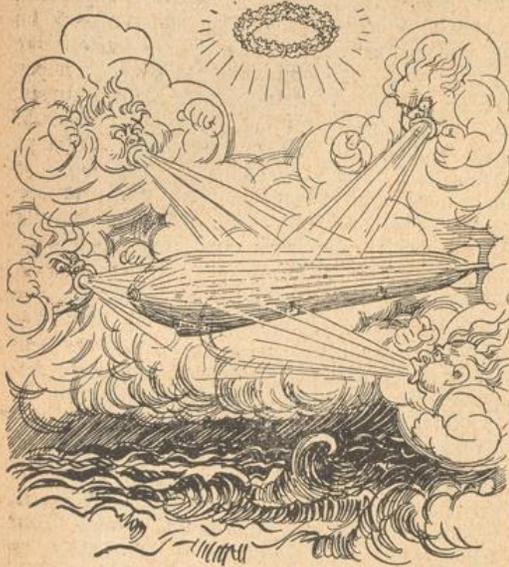
Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

schüttelte er den Kopf. „Der Mensch versuche die Götter nicht.“ Das Schiff müsse bedeutend ausgebaut werden, sagte er. So wie es sei, könne man das Wagnis nicht noch einmal versuchen. Das Luftschiff ist dann in der Tat gründlich neu gebaut worden, und Edener hat im Frühjahr es wieder versucht, nach Amerika zu fliegen, nachdem er eine Fahrt über das Mittelmeer, Kleinasien, Jerusalem, Griechenland mit Erfolg zu Ende geführt hatte. Aber o weh! Der Versuch, nach Amerika zu fliegen, ist völlig mißlungen. Die Motoren versagten. Das Schiff mußte wenden und in Frankreich in dem Luftschiffhafen Cuers landen. Man muß es den Franzosen zur Ehre nachsagen, daß sie mit großartiger Ritterlichkeit



Eine segnende Hand ruhte über dem Luftschiff bei seiner sturmreichen Fahrt.

das Schiff auf ihrem Boden aufgenommen haben. Edener hat dafür eine Anzahl französischer Offiziere auf dem Rückflug nach Friedrichshafen als Gäste mitgenommen. Und manche Begeisterten haben gesagt, von diesem Tag an datiere eine neue Zeit deutsch-französischen Verständnisses. So sehr das des Sinkenden brennender Wunsch ist, daß die beiden Völker sich verstehen möchten, so bleibt er doch zweifelhaft gegenüber den großen Zukunftshoffnungen. Aber schön war's, daß das französische Volk den kühnen Luftschiffer in neidloser Freundlichkeit willkommen geheißt hat. Wann nun der Flug nach Amerika gewagt wird, steht dahin.

Aber diese Großtat deutschen Geistes gibt dem Sinkenden doch den Mut, zu glauben, daß das deutsche Volk noch seine weltgeschichtliche Aufgabe vor sich hat. Wo so viel Kraft und Tüchtigkeit steckt, ist die Zukunft noch nicht verloren. Darum schwenkt der Sinkende seinen Zeispitz über Deutschlands Not und Sorgen und ruft zuversichtlich: Sie gut deutsch allewege!

Der Sieg des Lebens.

Es war in den Bergen oberhalb des Thuner Sees. In der Zeit unmittelbar nach Ostern. Frühling und Winter lagen miteinander im Streit. Auf sonnigen Weidenhängen lachten die ersten Blumengesichter. In Talsalten lagen die letzten Schneewehen, die langsam vor der Sonne zurückwichen.

In einem Sonntag sagte der Freund zu mir: „Komm, wir wandern zusammen in das Juststal, das in verschwiegener Stille zwischen den beiden riesigen Felskammern liegt.“

Wir gingen über den gewundenen Weg, der am freien Berghang sich zur Höhe zieht. Unter den Mutterarmen der Sonne war die Erde erwacht und hatte die weiße Schummerdecke abgeworfen. Vögel sangen, Rächlein stürzten in die Tiefe. Aus dem Moosboden des Waldes schauten Beilschen, Leberblümchen, Himmelschlüssel.

Da bog der Weg abwärts — dem Felsental zu. Der Schnee lag auf dem Weg. Zuerst nur ein paar weiße Bettlaken, die der Winter bei seinem eiligen Rückzug verloren hatte. Aber dann dichter und breiter und mächtiger. Jetzt standen wir am Eingang des Tales. Rechts und links die ungeheuren Steinmauern des Beatenberger und des Sigriswylser Grates. Stundenweit riesige Wände. Wolkenschleier schweben dran vorüber. In den Spalten quirlt Nebel.

Aber im Talgrund die unermeßliche weiße Fläche. Das Leichentuch, von dem die Winterlieder singen. Wir stapfen mühselig voran. Bis zum Knie sinkt man ein. Ueber Felsklöße weg, über die Strudelsköpfe der Heidekrautbüsche, die im Schnee begraben sind. Schnee, überall Schnee. Frühling, wo bist du?

Und nun taucht die Hütte auf, in der wir rasten wollen. Ei sieh da! Welch ein holdseliges Wunder! Mitten aus dem Schneefeld taucht eine Insel auf. In runder Erhöhung hebt sie sich aus der weißen Fläche. Von ihr hat die Sonne die Schneehülle weggeschmolzen. Da — blüht's und sprießt's. Ist's möglich? Ja — das sind keine Schneereise. Das sind die weißen Köpfschen der Krokus, die in dem Tal wild wachsen. Und daneben violette und gestreifte. Mitten in der Welt des Todes die Herrlichkeit des Lebens.

Auf dem Ast einer Wettertanne singt eine Schwarzzeiße. Ich verstehe ihr Lied, das in den rötlichen Schein der niedergehenden Sonne hinaufwirbelt: „Grabt das Leben ein! Deckt es mit eurem Leichentuch! Es hilft euch nichts! Was zum Licht geboren ist, das kommt ans Licht!“

Da dachte ich der Heimat in ihrer tausendfältigen Not unter den Totengräbern, die ihr Leben zu ersticken sich anschiden. Und ich jubelte hinüber über die Bergwelt der Schweiz in die Berge des Schwarzwaldes: „Getrost, mein deutsches Volk. Sie dürfen dich nicht einschaulen. Was zum Leben geboren ist, das wird leben!“ Deutschland, ich glaube an den Steg des Lichts, deines Lichts, deiner Kraft!

Was Großmutter's Spinnrad aus vergangenen Zeiten erzählt.

Von Ida Preusch Müller.



Davonväter-Hausrat — das Wort hat einen so heimlich-heimeligen Klang. Und wieviele Geschichten können so alte Möbelstücke oder Hausgeräte erzählen; man muß nur das rechte Stündchen abwarten und dann zu hören verstehen. Großmutter's Spinnrad, das im letzten Jahrzehnt in mein Elternhaus, in mein Mädchenstübchen kam, hat mir's verraten.

Das Spinnrad, das jetzt ein Jahrhundert alt ist, trägt die Jahreszahl 1828 eingegraben. Es ist zierlich gedrechselt, schwarz poliert und mit beinernen Knöpfchen und Schildchen ausgepußt. Vom abgegriffenen Kuntelsteden hängt leer ein verblaßtes, rotes Seidenband, in das eine zarte, helle Blumenranke gewoben ist, bis in das verbeulte, zinnerne Rädchen hinunter, worin schon Jahrzehnte das Wasser, in dem die fleißige Spinnerin einst ihre stinken Finger nezte, eingetrocknet ist. Denn zum Gebrauch habe ich's nicht in mein Stübchen geholt, wenn ich auch auf Leintüchern schlief, deren Fäden meine Mutter auf diesem Mädchen gesponnen hatte. Ja, nicht einmal aus Pietät, sondern weil eben damals die alten Spinnräder Mode geworden waren.

So lag ich denn eines Nachts stundenlang im Dunkeln wach. Quälende Gedanken ließen mich den Schlaf nicht finden. Die Straßenlaterne warf einen schwachen Schein durch das Fenster, der gerade das Spinnrad streifte. Verjüngt sah ich auf die verschwommenen Umrisse. Da zitterte aus der Fensterecke ein Ton herüber, der meinem Seufzer auf ein Haar gleich Erwidern richtete ich mich auf; aber niemand war dort. Nur mein altes Mädchen streckte den leeren Kuntelsteden wie einen mahnenden Finger in die Höhe. Beruhigt legte ich mich wieder hin und schloß die Augen.

„Surr—surr—rrr!“ Klang's plötzlich aus der Ecke, und ein feines Stimmchen wisperte in das Surren hinein. Ich drückte meine Augen noch fester zu, und langsam begann ich zu verstehen.

„Ja,“ sagte es, „mir ist es auch nicht behaglich in diesem einsamen Winkel. Schon bald dreißig Jahre muß ich still und untätig herumstehn, bald da, bald dort. Niemand hat mich mehr beachtet, niemand hat mich mehr gebraucht. Und das ist das Schlimmste auf der Welt, wenn man nicht mehr gebraucht, sondern überflüssig wird. Wie freute ich mich, als du mich kürzlich hervorholtest und mein arg verstaubtes Köcklein so sorglich putztest. Ich glaubte, wieder zu Ehren zu kommen, und nun muß ich als „Brunkstück“ im Winkel das alte Lied weiter singen, und noch dazu in einem fremden Haus, an das mich keine Erinnerungen binden, das mir nichts erzählt. Ich habe Sehnsucht nach Großmutter's altem Haus in Müllheim, nach den Mauern, in denen ich jung war und wo ich mit den Menschen, die mir lieb gewesen, alt geworden bin. Laß mich dir ein wenig von meinem Aufenthalt dort erzählen.“

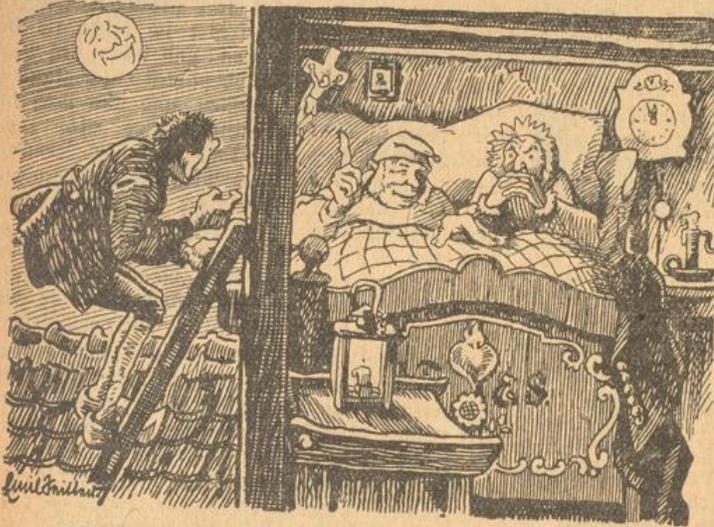
Ich muß wohl zustimmend genickt haben; denn „Surr—surr—rrr“ surrte das Mädchen weiter, und ein wohliges Behagen kroch mir den Rücken hinauf, so ungefähr, wie wenn eine Kaze auf meinem Schoße behaglich schnurrt oder neben mir im Ofen ein heimelig Feuer brennt und knistert.

„Ich war,“ fuhr das Stimmchen fort, „ein Jahr alt, als deine Großmutter geboren wurde. Sie ist schon einige Jahre tot; ich muß immer noch mein Leben mit mir herumschleppen. Und bald werde ich auf einem Schutthaufen enden oder zerbrochen ins Feuer geworfen werden. Wir haben vieles miteinander erlebt, deine Großmutter und ich; Gutes und Schlimmes, Frieden und Krieg, Freude und Leid gingen über uns hinweg.“

Meine erste Besitzerin war nicht deine Großmutter, sondern eine Freundin deiner Urgroßmutter, Maria Barbara Kraus. Sieh einmal, eines meiner Schildchen trägt die Buchstaben M. B. K. Die Ehe dieser Frau blieb kinderlos, und so schenkte sie mich, als sie nicht mehr selbst spannen und ich schon über zehn Jahre alt war, der Tochter ihrer liebsten Freundin. Gerne wechselte ich meinen Aufenthalt und zog in das Dalersche Haus in der Bögisheimer Vorstadt. Alt und sturmerprobt stand es damals schon da und steht es heute noch. Es wurde anno 1483 erbaut und gehörte auch einmal dem Johanniter-Orden. Das untere Stadtwert steht heute noch in fast meterdicken Mauern, wo eine tiefe Fensterlinse tagsüber mein Plätzchen war, von wo ich alles Geschehen auf der Straße beobachten konnte und dabei keine Langeweile litt.

An langen Winterabenden, wenn der Lichtspitzen flackernd brannte oder die Delampel mit ihrem rauchenden Döcklein zudeckende Lichtlein durch die große Stube warf, wurde ich aus meiner Nische hervorgeholt, und ein gar lustig Leben begann nun. Der große, grüne Kachelofen, in dessen Feuergewölbe eine ganze „Bachete“ Brot Platz hatte, strahlte eine behagliche Wärme aus, und manchmal dufteten sogar gebratene Äpfel aus der Röhre. Der Urgroßvater schmauchte auf

um so häufiger an, nämlich: „Mutter Butter, Vater Schnaps!“ Wollte oder konnte einer ihrem Verlangen nicht nachgeben, so mißhandelten sie ihn. Einen armen Schneider handelten sie bei grimmiger Kälte an Wechslers Brunnen unter der Röhre fest, daß das eiskalte Wasser über ihn lief, bis seine Kleider fast zu Eis wurden und der arme Mann nahe am Erfrieren war. Mitleidige Nachbarn befreiten ihn aus seiner schlimmen Lage.



Rachend stupfte der Urgroßvater seine Eheliebte: „Eils, jest paß uf!“

der Ofenbank sein Pfeisichen, und die Urgroßmutter saß mit ihrer „Strickete“ in einem alten, niederen Lehnstuhl. Einmal um das andere ging die Türe auf, und die Freundinnen deiner Großmutter kamen alle mit ihren Spinnrädchen „Licht“. War das ein Lachen und Schwagen! Gewöhnlich hatte zuerst das Jungvolk das Wort. Die Mädchen, die Mäulchen und die Finger, die geschickt feinen oder groben Faden aus der glänzenden Riste spannen, liefen um die Wette, und das helle Mädchenlachen streute frohe Funken in die Stube, die noch leuchteten, wenn es still wurde und die Urgroßmutter ihre Brille abnahm und das Strickzeug beiseite legte. Dann kam das Schönste, dann erzählte sie von früher.

Von dem kalten Winter anno 1813, wo den Frauen, die etwa eine Meile schwabend auf der Straße stehn blieben, die langen Röcke am Boden festfrozen, und von den schlimmen Tagen, als die Russen als ungern gesehene Gäste in unsrer Heimat hausten und auf ihren Streifzügen auch nach Müllheim wohl noch nie in seinen Mauern gesehn. Die Kerle konnten nur einige Worte deutsch; diese aber wendeten sie

Hatten die wüsten Kerle schlechte Stiefel, und sie begnieten einem Bürger, der gutes Schuhwerk trug, so hielten sie ihm mit den Worten: „Panse changler!“ ihre Stiefel unter die Nase. Gab er nicht gutwillig, so wurden ihm die Schuhe einfach mit Gewalt ausgezogen.

Nachdem die Russen wieder abgezogen waren, kamen beutelüsterne Horden von jenseits des Rheines oft nach Müllheim herüber. Man gab diesen Banden die schönen Namen „Ueber-Rhiner“ oder „Maroditkorps“. Um diesen frechen Ueberfällen endgültig zu wehren, bildeten die Müllheimer Männer eine Bürgergarde, deren Hauptmann der Urgroßvater war. Diese lehrte die frechen „Ueber-Rhiner“ Mores, und es gab einigermäßen Ruhe in der Gegend.

Ein andermal erzählte die Urgroßmutter von der großen Teuerung und Hungersnot im Land anno 1817. Das Jahr 1816 war ein ganzes Fehljahr gewesen; es gab kein Obst, kein Getreide, keine Kartoffeln. In der Entzeit schnitte es. So war das darauffolgende Jahr ein sehr, sehr armes und schweres. Aus glücklicheren Gegenden das Fehlende herbeizuschaffen, war bei den damaligen Transportmöglichkeiten ein schwieriges Unternehmen und nur mit großen Geldopfern möglich. Und das Geld war so rar bei den Kleinen und dem Mittelstand! So fehlte es eben überall.

Viele arme Leute hatten überhaupt kein richtiges Brot mehr, sondern mußten sich aus einem „Mehl“, das aus getrockneten, gemahlenern Rüben, zerstoßenem Moos und zerriebener Baumrinde bestand, ein brotähnliches Gebäck herstellen, um nur den hungrigen Magen einigermaßen zu täuschen und zu beruhigen. Ganze Aeder wurden um wenige Laibe gutes Brot verkauft, und so kamen manche, die viel hatten, zu noch größerem Besitz, während andre das Wenige, das sie noch hatten, nahezu ganz einbüßten.

Die Urgroßmutter war eine Waise und diente

zu jener Zeit, als junges Mädchen, in Vorrath im Amtshause. Der Amtmann kam jeden Tag selbst in die Küche und prüfte die Abfälle. Waren die Kartoffeln zu dick abgeschält, so ohrseigte er die Mägde. So mußte in den besten Häusern am Kleinsten gespart werden.

Ab und zu erzählte auch der Urgroßvater eine Geschichte, bei der es dann jedesmal recht herzlich zu lachen gab. So eines Abends von einem verliebten Knecht, der bei der Magd Fensterln wollte. Diese schlief im zweiten Stock nach dem Hof hinaus und in der Kammer nebenan die Urgroßkellern. Eines Nachts, als sie eben zu Bett gegangen waren, hörten sie ein leise-sein-jollendes Tappen im Hof und ein Geräusch, als ob eine Leiter an ihrem Fenster angestellt würde. Die Leiterprossen knarnten, die Umrisse einer Gestalt wurde sichtbar, und während ein Finger leise ans Fenster klopfte, „flüsterte“ eine Stimme ziemlich laut: „Bäbeli, mach mer e weng uf.“ Lachend stufte der Urgroßvater seine Eheleibstin: „Eis, jezt pah uf.“ Dann rief er mit seiner Bärenstimme: „Frau, läng mer 's Gwehr!“ Die Wirkung blieb nicht aus. Die Leiter zitterte, schwankte, fiel um, und — holderdipolder — ein Holzschuhgeklapper hub an, durch den Hof und über die breite Einfahrt hinaus, als ob der Böse hinter einem her wäre. Das Kammerfenster wurde aber fortan nicht mehr verwechselt.

Ein andermal erzählte er ein Schelmenstücklein, das seinem Freund Friedi passiert war. Dieser wohnte in einem kleinen Häuslein in Untermüllheim. Er besaß zu seinem Heim auch ein Weib, mit dem er in Frieden haufte. Zu jener Zeit war ein Nachttisch noch ein Luxusgegenstand, der nicht zur Einrichtung kleiner Leute gehörte, also auch nicht zu Frieders Hausstand. Darum fand das notwendige nächtliche Gefäß des Nachts seinen Platz vor dem Fenster auf dem Gesimse. Auf diese Gewohnheit baute nun ein Schelm seinen Plan, nahm eines Nachts, als alles still und dunkel lag, den leeren Topf, bohrte ein kleines Loch in den Boden und stellte ihn dann leise wieder an seinen Platz. Hierauf klopfte er tüchtig ans Fenster und verschwand um die Hausecke. Der Friedi stand auf, um nachzusehn, wer da sei. Er sah aber niemand, und da er doch gerade aufgestanden war, nahm er auch gleich das Gefäß zur Hand und tat, wie der Schelm gerechnet hatte. Seine Frau, die auch wach geworden war, wollte die Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen, stand auf und tat desgleichen. Der Topf wurde wieder ans Fenster gelegt, aber zugleich auch am Boden eine ungehörige Feuchte entdeckt, die den Frieder zu dem Ausruf veranlaßte: „He aber Frau, heisch jezt nit henne acht geh!“ Diese wehrte sich entschieden gegen den ungeheuerlichen Verdacht und beschuldigte ihn, daneben geraten zu sein. So gab ein Wort das andre, und bald war der schönste ehe-

liche Streit im Gange. Erschöpft und erzürnt schliefen sie endlich beide ein. Am andern Morgen, als ein feuchtes Kinnkel seinen Weg vom Fenster Sims über die Hauswand hinab genommen hatte, kam man der Uebelthat auf die Spur, den Täter aber, der zwei friedliche Eheleute so schmählich zum Streiten gebracht hatte, entdeckte man leider nicht.

So verflohen die Winter und die Jahre. Der Sommer 1842 brachte eine frohe Aufregung unter die Müllheimer. Auf dem Luginsland war ein Aussichtspavillon errichtet worden, der zu Ehren der damaligen Großherzogin Sophie „Sophien-Pavillon“ getauft wurde. Während Großherzog Leopold mit seiner Familie in Badenweiler wohnte, sollte die Einweihung stattfinden und die Fürstlichkeiten dazu eingeladen werden. Der 28. Juli war dazu vorsehen und sollte für die ganze Stadt ein Freudentag sein. Im Laufe des Nachmittags stellten sich die Vereine auf, die Schulkinder — jedes mit einem Sträußchen — bildeten Spalier, und die übrigen Einwohner verteilten sich in der Nähe des Pavillons. Ploßlich kündeten Böllerschüsse das Nahen der Erwarteten, und zur großen Freude aller Wartenden stiegen Großherzog und Großherzogin, gefolgt von den Prinzen Ludwig und Friedrich, den Reggenhag hinauf, begrüßt von Hochrufen, bis hin zum Pavillon, vor welchem der hohe Magistrat mit den Festjungfrauen Aufstellung genommen hatte. Nach der feierlichen Begrüßung setzten sich die hohen Herrschaften inmitten der Bürger am gedeckten Tisch nieder, aßen und tranken und freuten sich herzlich an der fröhlichen Umgebung. Bei Musik und Gesang, Reden und Gläserklingen vergingen die Stunden gar schnell, und die Heiterkeit erreichte ihren Höhepunkt, als ein Ratsherr sich vertraulich zu der Fürstin neigt und, auf sein Glas Wein zeigend, derb und treuherzig seinen Trinkspruch anbringt: „Gott sterbi my Seel, Frau Sophie, trint Si! 's isch vu mym allerbeste Elfer (1811er); un bring Si 's Ihre Birschtlene au zue!“ Freundlich tut sie ihm Bescheid und dankt dem alten Bauersmann mit freundlichen Worten und vergißt auch nicht, ihren Söhnen seine Bitte weiterzugeben. Großherzog und Prinzen lachen herzlich mit, und das fröhliche Beisammensein dauerte fort, bis die ersten Sternlein sich hervorwagten. Es war ein wahres Freudentag, das ein noch festeres Band um Fürst und Volk knüpfte, leider doch nicht so dauerhaft, als man damals glaubte.

Gar schnell kam das böse Jahr 48 und mit ihm die Revolution, in der die Badener ihren Großherzog absetzen wollten. Gar viele der Bürger, die vor sechs Jahren am lautesten Hoch gerufen hatten, waren im Handumkehr zu Freischärlern geworden. Wer aber noch fürstentreu war, durfte beiseite sein wahres Empfinden nicht verraten, sonst ging es um seine Freiheit, um

Haus und Hof. Selbst badische Truppen, die zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung ins Oberland geschickt wurden, fielen ab und schwenkten ins Freischarlager über. Der Freischarfürher Heder war der Mann des Tages; er wurde geradezu Mode; die Männer trugen Hederhüte, und die Mädchen hütelten sogar Geldbeutel in Form solcher Hüte. Und das Tageswort hieß: „Freiheit“.

In diesen Aufruhr hinein kamen heftige Truppen unter Führung des Generalleutnants Freiherrn von Gagern. Bei Randern kam es zum ersten Treffen, am 20. April 1848, wo als erster der General v. Gagern fiel. Sein Leichnam wurde nach Müllheim gebracht und im Krankenhaus aufgebahrt. Deine Großmutter sah ihn dort liegen, in Galauniform, mit Kniehosen und weißen Strümpfen. Ein Denkstein auf der Scheideck erinnert heute noch an seinen Tod und jene unruhigen Tage. Als im Jahre darauf unserm Großherzog noch preußische Truppen zu Hilfe geschickt wurden, kam mit diesen auch Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm der Erste, nach Müllheim. Oben am Erlerboden wurden preußische Kanonen aufgestellt, bereit, beim kleinsten Zwischenfall Müllheim zu beschließen. Mit einem Schlag wurden die revolutionären Geister klein, und der Ruf „Für Fürst und Vaterland“ kam wieder zu Ehren. Der alte Mengler-Bäcker rannte durch die Straßen und schrie: „Hänge wihi Fahne uel!“ Tisch- und Betttücher wurden an Schwingruten getnüpft und zum Zeichen der friedlichen bürgerlichen Gesinnung zu den Fenstern hinausgehängt. Die ärgsten Schreier aber, die sich nun doch recht unbehaglich fühlten, flüchteten über den Rhein, um im Elsaß die Zeit abzuwarten, bis sie wieder heim durften.

Ein ganzes Jahr lagen die Preußen in Müllheim im Quartier. Alle vier Wochen wurde gewechselt, damit keiner bei seinen Quartierleuten zu warm würde. Allerlei Menschen beherbergte unser Haus in jenem Jahr. Der ungebärdigste von allen, ein baumlanger Kerl, bereitete den Uroßeltern mancherlei Aerger und Verdruß. Einmal wollte er sich nach dem Mittagessen am Tisch rasieren. Er hatte seine Mahlzeit beendet, aber die Familie des Hauses sah noch am Tisch. Um nun nicht länger warten zu müssen, packte der Soldat kurz entschlossen das Tischtuch an allen vier Zipfeln und warf es mit allem, was darauf stand, zu Boden. Da riß aber doch dem Uroßvater der Geduldsfaden. Er sprang auf,

packte den undurlichen Burschen vorn an der Halsbinde und drückte ihn so lange an die Wand, bis dem Soldaten das Wasser in die Augen stieg. Das half; der Preuße wurde von nun an der manierlichste Hausgenosse.

Nach Pfingsten 1850 endlich zogen die Preußen wieder heim, und ein Aufstaimen ging durch das Land. Geordnete Zeiten brachen wieder an; Großmutter ließ mich wieder zu Ehren kommen, und in die feinen, glänzenden Fäden spann sie allerlei liebe Gedanken und Wünsche mit ein, sollte doch dieses Gespinst zu ihrer Brautausstattung Verwendung finden. Die Brüder zogen ins Weite. Nur der alte, schwere Messingleuchter in deiner Mutter Geschirrschrank ist noch als Andenken vorhanden an den Einen, der ihn aus spanischer Gefangenschaft mit nach Hause brachte. So heiratete die Großmutter ins Haus, und ich konnte das mir so lieb gewordene Fensterplätzchen für mich behalten. Der junge Ehemann hieß auch Friedrich wie der Uroßvater, und die beiden teilten sich friedlich und einträchtig in die Pflichten und Lasten des Haus- und Feldgeschäftes.



Der Soldat packte das Tischtuch an allen vier Zipfeln und warf es auf den Boden.

Ruhesame Jahre kamen, und mit ihnen füllten nach und nach vier Kinder das alte Haus mit frohem Lachen und Lärmen. Das älteste der Mädchen, deine Mutter, wurde auch auf den Namen Luise getauft, damit dieser in der Familie nicht aussterbe. Aus den Händen des Jakob Friedrich Daler ging das Haus in den Besitz des Friedrich Eckerlin über, und die Uroßeltern starben bald nacheinander in hohem Alter.

Langsam verdüsterte sich der politische Himmel wieder, und nach den unruhigen Jahren 1864 und 1866 kam das für Müllheim besonders ereignisreiche Jahr 1870. Kriegsnachrichten füllten die Zeitungen, und andre Gespräche als die der Spinnstubenabende wurden in der großen Stube geführt. Statt Lachen und Scherzen des Jungvolkes hörte ich ernste Beratungen der Aeltern und Alten. Unbeachtet, nur hörend und beobachtend, stand ich in meiner tiefen Nische. Nur manchmal drehten deiner Mutter Kinderhändchen im Spiel mein Ködchen.

Sorgenvoll wartete man auf einen möglichen Rheinübergang der Franzosen, und mehr als einmal läutete die Sturmglöcke, und der Schrei: „O Franzose chemme!“ pflanzte sich fort von Mund zu Mund. Unter der großen Weinrotte in der Scheuer grub der Großvater ein großes, tiefes Loch, in das die Großmutter alles versteckte, was ihr wertvoll erschien. Täglich war man zur Flucht bereit und hielt das Nötigste in Bündeln zusammengepackt zur Hand. Da, als wieder einmal die Sturmglöcke läutete und der Großvater eiligst aus den Neben heimgelaufen kam, traf er die Großmutter dabei, wie sie ein Bündel ums andre auflöste, nur die allernotwendigsten Sachen in ein kleines Bündelchen zusammen tat und alles übrige wieder in Schränke und Kommoden verschloß. Auf seine erstaunte Frage, was sie da mache, sagte sie: „So, jez mien si's wenigstens zämmesueche, wenn si chemme. Der ander Weg hätte si's numme derse neh. Alles hätte mer doch nit chenne schleipfe, wenn's ans Vertlaufe goht.“ Lachend gab ihr der Großvater recht, während die Kinder weinend um sie herum standen, angestekt von des Nachbars Mädchen, die, mit ihren Sonntagskleidchen im Bündelchen, am Hofstor standen, wobei die kleine Hedwig, bitterlich weinend, rief: „Miederli, gimmer jez no ne Anteschnitte, un derno schlachsch mi dod!“

Wie schon oft, so war auch diesmal die Angst umsonst gewesen. Man beruhigte sich wieder und betätigte sich nun um so eifriger in der Verwundetenfürsorge. Selbst in den Schulstuben wurde während des Unterrichts aus weißem, altem Leinen Charpie gezupft, um die Lazarette damit zu versorgen. Verwundete lagen auch in Müllheim, und als dann die ersten Kriegsgefangenen französischen Offiziere nach Müllheim gebracht wurden, da gab es ein Schauen und ein Staunen, besonders unter der Jugend, und keine ichmeichelhaften Worte waren es, welche die Bubben da und dort hinter ihnen herriefen.

So wechselten Angst und Freude in den Gemütern; zum Glück war die erstere grundlos; denn kein Feind heirat Müllheims Boden, Haus und Habe blieben unangestastet. Als dann 1871 der ersehnte Friede geschlossen wurde, ging ein jauchzendes, siegestrunkenes Freuen durch das ganze Land. Anlässlich der Friedensfeier gingen

auch die Schulkinder nicht leer aus; sie wurden mit eigens zu diesem Feste geprägten „Friedenskreuzern“ bedacht.

Einen berühmten Gast durfte Müllheim im Jahre 1879 in seinen Mauern beherbergen, den Generalfeldmarschall Graf Moltke, der mit seinem Stab auf einer Generalstabsreise nach Südbaden kam. Im Hermann Blankenhorn'schen Hause bezog er Quartier. Die Müllheimer wußten die hohe Ehre dieses Besuches zu schätzen und veranstalteten ein Festbankett im Schwannensaal. Moltke leistete der Einladung hierzu Folge mit all seinen Offizieren, und der große Schweiger scheint sich unter den Müllheimern recht wohl gefühlt zu haben. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm auch verraten, daß der Lokaldichter Muser (nachmaliger Wirt zur Eintracht) ein Gedicht auf die Schlacht bei Belfort verfaßt habe. Der große Feldmarschall beehrte das Gedicht zu hören und lautachte gespannt auf jedes Wort, das ihm der Verfasser vom Manuskript ablas. Zum Schlusse gab er dem Dichter die Hand, bat um das Manuskript und steckte es dankend in die Tasche. Dies war die schönste Anerkennung, die dem erfreuten Muser zuteil werden konnte. Der Stuhl, auf dem der Feldherr gesessen hatte, der kleine Bierrest mit dem Glas dazu, die halbangerauchte Zigarre und sogar die Nische vom Tisch wurden, nachdem sich Moltke ziemlich spät empfohlen hatte, eiligst mit Beschlagnahme belegt und als Reliquien aufbewahrt.

Schöne, ruhige Zeiten waren die 70er Jahre für die Müllheimer, Handel und Wandel blühten, und auch ich wurde wieder froh in gewohnter Tätigkeit. Großmutter schenkte mich deiner Mutter. Aus dem Spiel der Kinderhände wurde fleißige Arbeit eines flinken Mädchens. Aus dem kleinen Luisle war ein gar lustiges Fingerringlein geworden, und — was sich zweit, das drittet sich — bald kam der dritte Friedrich, dein Vater ins Haus und holte sich das Luisle zur Frau. In Hülle und Fülle bekam ich Arbeit, bis die zweite Brautausstattung gesponnen war. Und das war meine letzte Arbeitszeit. Für mich kam nun das große Nichtstun. Das junge Paar zog nach Randern, und ich blieb im Hause. Wohl setzte mich noch ab und zu eine der Schwestern deiner Mutter in Bewegung, bald aber stand ich ganz still. Als überflüssiges Möbel trug man mich auf den Speicher, wo, neben vielem Gerümpel, ein alter Schnitztrog mein Nachbar war.

Ein ganz wüster Gesellschafter war das, schweigsam, verstaubt, wurmfrichtig. Aber sein Bauch barg gar köstliche Schätze: süße und saure Aepfelschnitze, dürre Chrieleli und Zwetschgen, Birnenschnitze und runzlige Hüheln. Manches Kinderauge strahlte erwartungsfroh, wenn die Großmutter so ein kleines Menschenkind an der Hand hinaufführte und einen tiefen Griff in den alten Trog hinein tat. Das waren Lichtblicke

für mich; da sah ich wieder einmal Menschen, wenn ihnen auch der alte, häßliche Trog jetzt weit mehr galt als ich. Bald kamst dann du ins Haus, oft nur für Wochen zu Besuch zu deinen Großeltern, oft aber auch einen ganzen Winter lang. Hörte ich dann dein helles Lachen heraufschallen und deine kleinen, noch so ungeschickten Füßchen auf der Treppe tappen und springen, so überfiel mich eine grenzenlose Sehnsucht nach lieben Kinderhändchen, wie sie einst spielend mich liebkoosten, nach fleißigen Mädchenhänden, die einst mit meiner Hilfe Faden zu Faden gefügt und heimliche Träume hineingesponnen hatten. Es half nichts; ich blieb einsam. Zweimal noch hörte ich den Todesengel durchs Haus rauschen, als der 82jährige Großvater und wenige Jahre darauf, zu Beginn des großen Krieges, die 85-jährige Großmutter zur ewigen Heimat eingingen.

Dann mußte auch ich die mir so lieb gewordene Heimat verlassen. Mit bangen Gefühlen sah ich fremde Menschen zu mir hinaufsteigen, um zu sichten und zu schätzen, was noch Brauchbares in meiner Umgebung zu finden sei. Mein Fürchten, daß ich mit dem alten Gerümpel zerbrochen werden sollte, erfüllte sich aber gottlos nicht; denn rechtzeitig hast du dich meiner erinnert und mich als dein Erbteil zu dir genommen. Als Dank nimm nun hier meine Erinnerungen.

Still lauschte ich dem Geraune und Gewisper, und als das Mädchen verstummte, waren meine Lider so schwer geworden, daß ich Traum und Wirklichkeit nicht mehr zu unterscheiden vermochte.



Der Umbaba.

Erzählung

von August Gauthier.

solange wir Wildberger Büden in der Kirche wie die Dachmarder schrieen, herrschte Frieden im Städtchen. Als aber der alte Chorregent, dessen vernagelte Ohren Ursache unseres Gebrülls waren, eines Tages befördert wurde, — ich weiß nicht mehr genau, ob in die Residenz oder ins Jenseits — nahm die Eintracht im Städtchen ein Ende. Sein Nachfolger, ein junger, schneidiger Musiker, entsetzte sich über unseren sogenannten Gesang und schuf gründlich Wandel. Er siebte. Das kleine Häuslein der Stimmbegabten wurde für würdig erachtet, auf dem Chore zu singen; die große Herde der Unbefähigten hingegen wurde ins Kirchenschiff verbannt und zum Schnabelhalten und Schweigen verurteilt.

Während des Schülergottesdienstes stiegen nun allerdings herrliche Gesänge himmelan. So-

bald sich aber am Schlusse die Pforten öffneten und das junge Volk aus dem Gotteshause strömte, gleich ertönten Kampf- und Kriegsrufe. Die Chorengele und die Schiffbengel fuhren sich feurig in die Haare und drohten sich weidlich. Wer Sieger blieb, ist leicht zu erraten. Die Engel wankten stets mit zersehten Schwingen heim.

Ich, im Besitze einer hellen Stimme, somit ein Auserwählter, zählte natürlich auch zu den Gewaltigen.

Einmal drückte mir eine feindliche Faust die Kehle zu; unerwartet wurde mir aber Hilfe in der Todesnot. Eine große, haarige Hand gab meinem Gegner zwei urgewaltige Ohrfeigen, daß er ein wahres Jammergeschrei anstimmte und rasch die Flucht ergriff.

Ueberfelig blickte ich zu meinem Retter, dem alten Korbmacher, empor. „Wahsi,“ stammelte ich, „ich dank Euch von Herzen. Das werd ich Euch nie vergessen.“

„Ach, was,“ versetzte der Alte und fuhr über seinen grauen Vollbart, „sollte ich dem Friederle nicht beistehen, der mir doch ein guter Kunde ist!“

Nicht, daß ich jetzt denke, ich hätte viele Körbe von dem halennasigen, blauäugigen Freund erstanden! Nein, nein! Die Körbe holte ich mir erst zwei Jahrzehnte später. Ein ander Ding zog mich zu Sebastian Armbruster hin, seine Tauben. Draußen vor dem Städtchen, im oberen Grün, unweit der mächtigen Linde, stand das Häuslein des Korbsflechters. Unter dem Dachstuhl girrte und schwirrte es von den lieben Vögeln. Alle Sorten waren da zu finden: Indianer, Trommeltauben, Kapuziner, englische Kröpfer und weiß der Himmel wieviel andere Sorten.

Da ich ein ausgemachter Taubenfreund war, ist es begreiflich, daß ich nur allzuoft meine Schritte ins obere Grün lenkte. Alle Sparfennige, die ich von Verwandten und Bekannten gelegentlich bekam, wanderten zu Armbruster, der mich dafür mit den reizendsten Taubensorten versorgte.

„Denk, Friederle,“ sagte er zu mir, als ich nach jener schrecklichen Schlacht neben ihm herschritt, „gestern hab' ich Stargarder Zitterhälse bekommen. Eine schönere Sorte gibt's kaum. Kleine Köpfe, Verlaugen und rötliche Federn. Eine wahre Pracht ist's.“

„Die muß ich sehen!“ rief ich und schlug voll Verlangen den Eilschritt an.

„Langsam, Bub,“ wehrte er, „so schnell trabt unsereiner nimmer. Hab bald siebzig auf dem Rücken.“

Ich mäthigte meine Schritte und steuerte gemächlich dem lieben Häuslein zu, dessen Dach durch viele vorstehende Bretter und Stangen die Taubenschläge verriet. Weit riß ich die Augen auf, um einen von den roten Zitterhälsen zu erspähen. Nutzloses Bemühen!

Dafür tauchte unter der Haustüre etwas in

der ersehnten Farbe auf, die fuchshaarige Bärb, das Weib des Kobdmachers.

„Auf, Baschi,“ rief sie erregt, „schon lang wartet einer auf dich.“

Ein pausbäckiger, barfüßiger Bauernbub war's. Einen Gruß vom Wagenwirt in Rodenhofen richtete er aus, und der Baschi möge gleich hinüberkommen. Der Rodenhöfer Baschläger sei durchs Garbenloch gefallen und könne deshalb nicht spielen. Heut wär aber Tanz beim Wagenwirt. Um drei Uhr würd er anfangen. Der Baschi möge doch so gut sein und dem Wirt aus der Not helfen.

„Wird gemacht,“ nickte der Alte, „schnell, Bärb, das Essen auf den Tisch, damit ich noch hinüberkomm bis drei Uhr.“

„Baschi,“ unterbrach ich ihn, „wann zeigt Ihr mir die Zitterhälse?“

Damit sei es jetzt nichts, gab er zurück, er habe große Eile; ich möge morgen nachmittag kommen.

Bestimmt stand ich und sah traumerloren dem Schwirren und Picken der Tauben zu. Schritte schreckten mich wach. Armbruster, der beste Bläser der Wildberger Musik, eilte, den mächtigen Bombardon auf dem Rücken, begleitet von dem barfüßigen Boten Rodenhofen zu.

Lange blickte ich ihnen nach. Dann betrat ich kurz entschlossen das Häuslein. „Armbrusterin,“ sagte ich zu der Bärb, die in der Küche Geschirr spülte, „könnt Ihr mir nicht die Zitterhälse zeigen?“

„Geh zum Henker, dummer Bub,“ beferte sie wütend, „ich kümmer mich nicht um den Taubenfram.“

Als ich ihrem Befehl nicht gleich folgte, packte sie den Kochlöffel und ging zum Angriff gegen mich vor. Daraufhin ergriff ich die Flucht.

Wer am andern Nachmittage wieder bei der Bärb vorsprach, war ich. Kampfeslustig war sie diesmal nicht; vielmehr rang sie weinend die Hände. „O himmlischer Vater,“ jammerte sie, „was mag nur mit dem Baschi sein! Schon längst ist Essenszeit vorbei, und immer noch ist er nicht da. Er wird doch nicht bei den Wasserfällen abgestürzt sein! O, ich vergehe vor Angst und Sorge.“

Ertarrt blickte ich die Frau an. Der Armbruster nicht da!

„Friederle,“ flötete sie süß, „tu mir den Gefallen und geh ihm entgegen. Schau, wo er steckt. Du bist flink und hast Augen wie ein Falk. Ich wett, du findest ihn.“

Sie schnitt einen mächtigen Ranten Schwarzbrot vom Laibe, bestrich ihn mit Butter und reichte ihn mir als Wegzehrung.

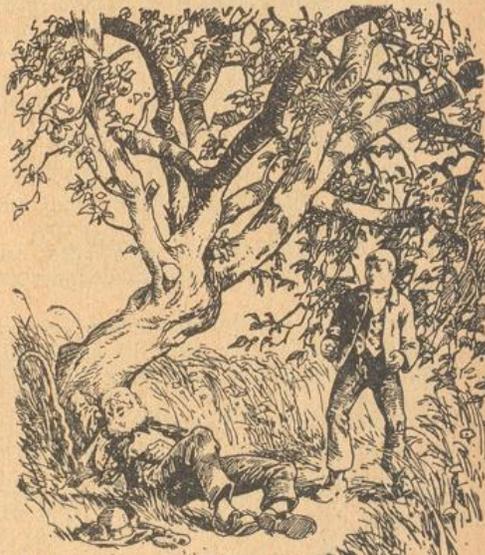
Der Baschi in Not! Da gibt's kein Besinnen. Dem guten Alten muß geholfen werden.

Ich nahm das Brot und stürmte damit fort. Um keinen Preis aber hätte ich's gegessen. Immer

sah ich die wüsten welken Hände des Weibes. Hirschwirts Hühner beglückte ich damit und war ordentlich froh, als ich mich seiner entledigt hatte.

Singend und pfeifend trabte ich den Bergen zu, und schon nach einer Stunde kam ich am Hofe meines Vaten, des Bettlers Xaver in Ruldingen, vorbei. Heute ließ ich das gastfreundliche Haus links liegen und schlug feuerreißig die steinige Steige ein, die erst durch ein Meer von goldenem Ginster und dann durch Lannendickicht in vielen Schlangenwindungen auf die Rabeneck führt. Mit hämmerndem Herzen hielt ich eine Weile dort Rast, und dann schritt ich den schmalen Pfad hin, der zwischen Keps-, Kartoffel- und Haserfeldern über die Hochebene hinführt. Meine Augen schweiften in die Ferne. Weit draußen am Himmelsrande winkte dunkler Wald. In seinem Bereich rauschten die Wasserfälle und dahinter lag Rodenhofen. Ein endloser Weg! Zagen wollte mich fassen. Doch die Zitterhälse fielen mir ein, und neuer Mut kam über mich.

Halt! Was lugt da aus einem Haserfeld hervor? Zwei derbe Stiefel. Ein knorriger Holz-



apfelbaum neigt sich über den Weg, und unter ihm liegt gemütlich schnarchend ein Schläfer, Armbruster.

„Baschi,“ rufe ich Er hört nicht. Ich rüttle und schüttle ihn aus Leibesträften.

Endlich öffnet er die großen Augen und starrt mich verwundert an.

„Kommt, Baschi,“ sage ich und bemühe mich, ihn auf die Beine zu bringen, was mir nach vielen Mißerfolgen endlich gelingt.

Forten...
schon...
wird...
ich...
aber...
D...
am...
ich...
Das...
und...
dem...
ter...
te...
en...
holte...
ander...
seine...
oberen...
das...
sch...
B...
ner...
fer...
t...
auf...
We...
nd...
m...
en...
Z...
ih...
ie...
f...
auf...
Be...
offen...
k...
den...
etwas...

„Ach, du bist's, Bub,“ stammelt er; „Jetzt ist's gut.“ Stoa, Hut und Tabatspfeife raffe ich noch vom Boden auf. Den Stoa drücke ich ihm in die Hand, den Hut auf den Kahlkopf und die Pfeife in seine Rodtjasche. Dann schiebe ich Arm in Arm mit ihm in den Abend hinein.

Eine Kleinigkeit war's nicht; denn er schwankte bedenklich hin und her. Ich mußte ordentlich aufpassen, ihn die steile Steige hinunterzubringen. Dann und wann lastete er Worte, aus denen zu entnehmen war, daß es beim Wagenwirt hoch hergegangen und daß der Wein, der vermaledeite Wein, ihn schließlich überwältigt habe.

Von Zeit zu Zeit klagte er über einen höllischen Durst, und als wir durch Ruddingen schritten und die Wirtsschilde im Abendwind sich wiegten, mußte ich meine ganze Kraft und Ueberredung aufbieten, um ihn von seinem Drang ins Wirtshaus abzubringen. Es war schon recht düster, als wir in Armbrusters Heim anlangten. Hätte die Bärz Goethe gefannt, sicher hätte sie uns als Willkomm zugerufen: Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten.

So aber empfing sie den Baschi mit einem Hagel von Schimpfworten, der mit Sausbruder und Lump begann, riesig anschwoll, plötzlich aber versiegte. Weit öffneten sich die Gulenaugen der Alten. Eine unheimliche Stille trat ein, und wie aus Grabestiefe erscholl es endlich: „Wo hast du den Bombardon?“

„Den Bom—bom—bombardon!“ lallte Armbruster und ließ ängstlich seine Guder hin- und herschweifen.

„Wo ist der Bombardon?“ erscholl es von neuem, diesmal in höherer Stimmlage und auf mich gerichtet.

Ich wisse es nicht, stotterte ich, auf der Rabened unter einem Holzapfelbaum hätte ich den Baschi gefunden, aber von einem Instrument sei nichts zu sehen gewesen.

„O, der Unglücksvogel,“ heulte sie, „verliert der Damian seinen Bombardon! Da hört doch alles auf!“ Von neuem streiften ihre Wutblicke mich Unschuldigen. Sehr ungemüthlich ging es mir den Rücken hinauf. Ich riß aus und eilte heim.

* * *

Ängstlich näherte ich mich am folgenden Abend dem Korbmacherhäuslein. Von Zeit zu Zeit lauschte ich. Es war mir, als müße ich die Bärz und den Baschi wettern hören.

Nichts davon. Mäuschenstille herrschte in der Wohnung. Ich getraute mich nicht hinein. Meine Blicke folgten dem Taubenschwarm, der die mächtige Linde umflatterte. Scharf lugte ich nach den Bitterhälsen aus, konnte sie aber nicht entdecken.

Plötzlich hörte ich meinen Namen rufen. Die Bärz stand unter der Haustüre.

Ob ich zum Baschi wolle?

Ich nickte.

Er sei nicht dabei. Er sei auf der Rabened. Er wolle im Haserfeld, wo er geschlafen habe, den Umbaba suchen.

„O,“ lachte ich, „da kann er sechs Bricken aufsehen, er wird ihn doch nicht finden.“

Vielleicht, dachte er, daß er ihn an den Apfelbaum gelehnt, meinte sie, vielleicht ihn gar an einen Ast gehangen.

Ungläubig schüttelte ich den Kopf; mit Eifer verfocht ich die Schärze meiner Augen.

Umsonst. Die Bärz fuhr mir bitterböses über den Schnabel. Traurig ließ sie aber die Flügel hängen, als gleich darauf der Armbruster ohne Bombardon anhumpelte.

Das ganze Haserfeld habe er nutzlos durchstöbert, berichtete er. Plötzlich aber sei ein grobknochiger Bauernkerl mit grünen Augen und einem Stacheligelkopf vor ihm gestanden.

Was er da zu suchen habe?

Einen Bombardon.

Was das sei?

Ein Blasinstrument. Er habe unlängst unter dem Baume geschlafen, und da sei ihm der Bombardon abhanden gekommen.

Rot und blau sei der Bauer vor Wut geworden. „So, Ihr seid der Tropf,“ habe er gebrüllt, „der mir so viehmäßig den Haser vertrampelet hat! Ihr kommt mir wie gerufen!“ und habe ihm dabei, batich, eine heidenmäßige Ohrseige verseht.

Daraufhin habe er, Armbruster, ihn am Kragen gepackt und es sei zu einem schweren Ringkämpfe gekommen. Er, Armbruster, habe zerrissene Kleider davongetragen, der Bauer aber ein zerrissenes Ohr. Fluchend habe der Grünäugige schließlich das Feld geräumt.

Er, Armbruster, habe sich bei einem vorübergehenden Bauernweib nach dem Eigentümer des Haserfeldes erkundigt.

Dem Wolfbauer im Heidenobel gehöre es, sei die Antwort gewesen, und das Weib habe ihn in der Ferne in einer Talsenke das gewaltige Haubendach des Wolfhofes gezeigt.

Wie er neugierig nach dem Dache hingelugt habe, da wären plötzlich von dort her wüste, schauerhafte Töne erschollen, die ganz sicher der Bauernlummel seinem, Armbrusters Instrument, entlockt habe. Damit habe der Unterlegene ihn offenbar verhöhnen wollen. Er lasse sich die Hand abhaken; das Grünaug habe seinen Bombardon gefunden und ihn auf seinen Hof geschleppt.

Mit Staunen hatte ich dem Bericht zugehört. „Was,“ schrie ich, „der Umbaba auf dem Wolfhof! Der muß wieder heraus! Hans will ich heißen, wenn ich ihn nicht unterm Haubendach hervorhol und ihn Euch wieder heimbring, Baschi.“

„Am Gotteswillen,“ wehrte der Alte, „du wirfst dich doch nicht in die Drachenhöhle wagen! Du bist glattweg verloren, Friederle. Der Kerl zerdrückt dich zu Brei.“

„Ah,“ lachte ich, „meint Ihr, ich wolle ringen mit ihm? Fällt mir im Traum nicht ein. Mit List hol ich den Umbaba heraus.“

„Unmöglich,“ meinte der Korbmacher. Er solle mir nur glauben, was meine Antwort, am nächsten Sonntag werde das Unmögliche möglich gemacht.

Der Sonntag kam. Gleich nach dem Mittagessen eilte ich dem Rabened zu.

„Kennst deinen Vetter nicht mehr, Friederle?“ rief mein Vate, der Zieglergaveri, mir zu, als ich in Kuldingen an seinem Hofe vorbeischoß.

Meine Einwendung, ich hätte große Eile, half nichts. Ich mußte hinein in die gemütliche Stube und mich mit Wein, Speck und Brot bewirten lassen.

Die wißbegierige Base fragte mich tüchtig aus, und bald wußte sie meine Pläne.

„Was!“ schrie der Vetter, der aufmerksam zugehört hatte, „mit dem Wolfsbauer willst du's aufnehmen! Hüte dich Bub! Das ist ein bitterböser Streithammer! Der steht alle paar Wochen vor dem Schöffengericht. Kauferei und Messerstechen sind dem etwas Alltägliches. Friederle, ich rat dir im Guten, mach einen weiten Bogen um den Wolfshof herum.“

Ich schüttelte den Kopf, bedankte mich und schob ab.

Wie ein Wiesel so flink stürmte ich die Steige hinan. Der Wein hatte Feuer in meine Adern gegossen. Bald hatte ich die Rabened erstiegen, und gemütlich ging's dann zwischen den mageren Höhenfeldern hin. Unter dem Holzapfelbaume blieb ich stehen und musterte alle Nester. Aepfel schaukelten im Winde. Den goldschimmernden Umbaba konnte ich aber nirgends gewahren. Dafür entdeckte ich aber gleich darauf das Haubendach des Wolfshofes.

Umtollt von einem brausenden Waldbache schritt ich frischweg die Senke des Heidendobels hinunter. Bald erschien denn auch in stattlicher Breite der Wolfshof. Schwalben umschwirren seine Fenster, und Bienen umsummten den Rittersporn und die Buschnelken des Hausgartens.

Ohne eine Spur von Angst huschte ich die ausgetretene Holzstreppe hinauf und betrat die geräumige Stube.

„Grüß Gott,“ rief ich der Bäuerin zu, die auf der Wandbank saß und im Kalender blätterte. Freundlich nickte sie mir zu. Mit einem Schwindel, den ich unterwegs ausgedacht, rückte ich dann vor: Ob niemand beim Rabened mein Taschenmesser gefunden habe. Und während dieser Worte ließ ich meine Augen in allen Winkeln herumfliegen, um dem Umbaba auf die Spur zu kommen.

Ehe die Frau mir Antwort geben konnte, öffnete sich die Kammer und heraus trat der gesürchtete Wolfsbauer. Sein widerliches Gesicht

hätte mir sicher Furcht eingejagt; doch im gleichen Augenblicke schoß ein Gefühl höchster Freude durch meine Nerven. Von der Sommer Sonne hell bestrahlt, schillerte goldig der Bombardon von der Kammerwand her.

Wo ich her sei, fragte der Bauer grimmig. Von Wildberg.

Was ich wolle?

Nach einem verlorenen Messer zu fragen, sei ich gekommen.

Wütend donnerte er, die Wildberger seien ein verfluchtes Geschmeiß. Neulich sei ein alter Esel



Hoch im Bogen flog ich die Holzstreppe hinab.

dagewesen, der habe nach einem Baß gefahndet, und jetzt komme ein Lausbub und schnuppere nach einem Messer. Eine Lotterbande müsse wohl in dem Städtlein hausen.

Frech gab ich zurück, der Baß müsse sich doch wohl gefunden haben, der leuchte ja prächtig in die Stube herein.

Das Wort war noch nicht recht aus meinem Munde, da stürzte der Kerl wütend auf mich zu, packte mich, und hoch im Bogen flog ich die Holzstreppe hinab. Befinnungslos lag ich eine Weile. Als ich wieder zu mir kam, war ich in der Bauernstube. Die Bäuerin, um mich besorgt, mühte sich, das Blut zu stillen, das aus meinen Wunden rann. „Armer Bub,“ sagte sie, „du dauerst mich. Er ist gar hitzig, der Bauer; doch er meint's nicht so böse.“

Ängstlich sah ich umher, eine zweite Beförderung befürchtend.

„Brauchst keine Angst zu haben,“ beruhigte mich die Frau, „der Bauer ist fort; er ist ins Regeln gegangen.“ Geschäftig holte sie Leinwand

aus dem Kasten, bestrich sie mit Salbe und verband mir die Wunde am Handknöchel, die immer noch blutete; die an der Stirne, die weniger tief war, verklebte sie mit einem Pflaster.

Schweigend ließ ich alles geschehen. Ein Gefühl der Scham überließ mich. Dieser mitleidigen Seele, die mich da liebevoll pflegt, muß ich die Guttat mit Bösem vergelten. Sobald sie mit ihrem Liebeswerk fertig ist, will ich den Umbaba vom Nagel reißen und damit fortrafen. Und wenn sie auch wie ein Reh so schnell springt, mich soll sie sicher nicht einholen.

Meine Gedanken wurden durch einen derben Puff unterbrochen. Unter den kreuzbeinigen Tisch hinunter, in den Herrgottswinkel, stieß mich die Bäuerin.

Schritte dröhnten die Treppe herauf, und im nächsten Augenblicke stand der Bauer wieder in der Stube.

„Hast was vergessen, Hansjörg?“ fragte die Frau mit ängstlicher Stimme.

„Ja,“ knurrte er, eilte in die Kammer und kam mit dem Bombardon wieder heraus.

„Was hast vor? Willst ihn wieder zurückgeben?“

„Fällt mir in alle Ewigkeit nicht ein. Den behalt ich als Ersatz für meinen zertrampelten Haser.“

„Wozu holst du ihn denn?“

„Beim Regeln will ich mir einen Spaß damit machen.“

Fort war er.

Die Bäuerin zog mich wieder aus meinem Versteck hervor; ich blickte alsbald durch eines der enggereihten Fenster und sah betäubt den Bombardon in der Ferne verschwinden. Bewirten wollte mich die brave Frau noch; ich aber stürmte, für ihre Güte dankend, eilends dem Bauer nach.

Wo mag das Haus nur stehen, darin gefegelt wird?

Ich fand's. Die schönste Musik für mein Ohr, Regelgepurzel, ließ sich bald vernehmen. Im engen Dobel stand die Wirtschaft „zum Sternen“. Vorsichtig näherte ich mich der Regelbahn, die unterhalb des Gebäudes angelegt war. Durch die Spalten des Lattenverschlages spähte ich hinein. Hembärmelig stand ein Duzend Bauern drin und schoben die Kugeln. Unweit der Hallentüre hingen ihre Röcke und dabei — mir pochte das Herz vor Freude — der Umbaba.

Eben rief einer der Regler: „Hurra! Alle neune!“

Mit Eilschritten flog der Wolfbauer zum Bombardon, preßte das Mundstück an die grobgeschnittenen Lippen und entlockte dem Schallbecher drei greuliche Töne.

Ueberrascht horchten die Mitspieler auf und brachen dann in schallendes Gelächter aus.

Mit Siegermiene hing der Bläser den Bass wieder an den Nagel.

Gasse, Band, Eckegel und sonstige Rufe hallten nacheinander durch die Halle. Nach einiger Zeit aber ertönte der Freudenruf: Kranz! Kranz!

Wieder eilte der Wolfbauer zum Instrument und wieder hallten drei fürchterliche Töne durch die Sommerluft.

Neues Gelächter der Mitspieler, das schier nicht enden wollte.

Mir hämmerte mächtig das Herz. Mit Teufels-gewalt zog es mich hin, den Umbaba zu paden. Fest war der Entschluß in mir zur Reife gelangt: Sobald das Instrument wieder an seinem Plage hängt, schleichst du hin, ergreifst es und verschwindest damit.

Doch es kam ganz anders. Rrrr! sauste es plötzlich in den Lüften. „Ein Flieger!“ schrien die Spieler und rannten an die Gucklöcher der Bahn, dem Lüftesegler nachzuschauen.

Ich rannte auch. Von keiner Menschenseele beachtet, riß ich den Bombardon vom Nagel und raffte damit den Dobel hinauf. Kühn und led flog ich am Wolfshof vorbei, zum Glüd unbeachtet von der barmherzigen Bäuerin. Weiter stürmte ich bis zum Holzapfelbaum auf der Rabened.

Jetzt aber schlau, hämmert es mir an die Schläfe. Wenn der Wolfbauer seinen Verlust entdeckt, jagt er todsicher die Steige hinab. Fort von diesem Pfad, fort durch den schützenden Tann!

In weitem Bogen schlage ich die Richtung gegen Ruldingen ein. Ueber Stock und Stein geht's bergab durch düstere Wälder, durch Dickicht und Gestrüpp. Es ist keine leichte Sache, zumal auch mein geliebter Umbaba ein anständiges Gewicht hat. Manchesmal machen Bub und Beute mit dem Boden Bekanntschaft. Doch immer wieder raffte ich mich auf. Mein Freund, der Korbbaschi, fällt mir von Zeit zu Zeit ein. Wie wird der schmunzeln, wenn ich ihm den Bombardon bringe. Sein Bild befeßt mich, und mit neuem Mute wird weitergehastet.

Jetzt, schau, ein grauer Granitfelsen wird sichtbar, der Stäffelestein. Prächtigt ragt er aus dem Tannenmeer heraus. Und hin ich auch noch so müde, die dreizehn Stufen, die auf seine Spitze führen, werden doch genommen.

Himmel, welch herrliche Aussicht! Vor mir liegt Ruldingen. Wie hübsch die Häuslein dreinsehen! Sauber und niedlich, gerade als ob man sie aus einer Spielwarenschachtel soeben herausgenommen und hergesezt habe. Und dahinter steigt der Mühlenbuck empor, und über ihm schwebt, sich zum Untergange neigend, ein großer schöner Ballon, die Sonne.

O, sieh dort das hohe Haus des Veters! Ha, Herrschaft, ist es möglich! Er steht im Garten! Wie der Blitz reiße ich den Umbaba an den Mund und stoße hinein. Drei urkräftige Töne lösen sich los, drei greuliche, abscheuliche Töne,

fast noch grausiger als die, so der Wolfbauer zutag gefördert hat. Hei, schau nur, schau! Der Better hat den Ruf vernommen. Er muß mich auf der Felsenrippe sehen! Er schwingt sein Taschentuch. Fort, fort! Hinunter ohne Aufenthalt!

Die drei Stöße waren nicht nur wußt, sie waren auch dumm, heidenmähig dumm. Sie brachten den Verfolger auf die richtige Fährte.

Bei einer Wegschleife erblickte ich hinter mir den Wolfbauer. Mit satanischem Grinsen raste er hinter mir her. Hu, wie ich da Schritte nahm. Mit Wegfürlichungen ging's die steilsten Hänge hinab. Im Nu war ich unten im Dorf. Wie ein Pfeil kam ich in Better Xaveris Hof geschossen.

Der überfah mit scharfem Blick die Gefahr, in der ich schwebte. Mit einer Gewandtheit ohnegleichen pflanzte er Bub und Bombardon in seine Aepfelfammer und schob den Schlüssel in die Hosentasche.

Im nächsten Augenblicke stürzte auch schon der Verfolger ins Haus. „Da ist eben ein Bub hereingekommen,“ rief er, und seine Augen saugten klammten unheimlich.

„Ganz recht,“ bestätigte Better Xaver, und auf ein offenes Fenster deutend, sagte er: „Und da ist er wieder hinaus.“

Husch, schwang sich der rasende Roland aufs Fenstergesims und sprang dem vermeintlich Entwichenen nach. Mit verstauchtem Beine hinterte er zum Ergötzen des Betters davon.

Eine gute Stunde rastete ich im Hause meiner Verwandten und stärkte mich an dem Mahle, das mir die Base aufstichtete. Ich glaube, in meinem Leben hat es mir nicht so geschmeckt, wie nach dieser tollen Hejzagd. Der Better strahlte vor Vergnügen, daß ich den widerborstigen Wolfbauer untergekrigelt hatte. „Bist ein Teufelskerl, Friederle,“ sagte er, „du kannst mehr als Sauertraut essen.“

Als die schmale Mondesfichel hinter der Rabeneck heraufstieg, verließ ich das Haus meines Paten. Doch nicht allein. Der Better gab mir seinen Oberknecht, den Wendel, als Begleiter mit.

Mit einem Farrenschwanz ausgerüstet, sollte er etwaige Angriffe des Wolfbauern abwehren.

Trotz des sicheren Geleites war mir doch erbärmlich zumute. Hinter jedem Busch und jedem Baum dünnkte mir der türkische Feind auf der Lauer zu stehen.

Wendel jedoch lachte mich tüchtig aus und schalt mich einen Fürchtebuz. Als wir durch den Weiler Steinhalben kamen, wo vermutlich eine Bauerndirne ihm hold war, sagte er mir Schutz und Schirm auf: „Geh jetzt nur allein, Friederle; in einer Viertelstunde bist du im Städtlein. Der Wolfbauer ist sicher schon längst wieder die Steige hinaufgeschoben.“

Husch war der Knecht hinter einem der Bauernhäuser verschwunden.

Von bösen Ahnungen erfüllt, schritt ich weiter,

am Hirschen vorüber. Deutlich hörte ich, wie drinnen Klavier gespielt wurde.

Jetzt um den Bogen herum. Schon winkt die alte Linde, und dahinter flimmert ein Licht durch die Nacht, die Erdöllampe des Korbbaschis. Keine zehn Schritte mehr bin ich vom lieben Häuslein entfernt; da plötzlich fährt etwas aus dem Lindenschatten hervor auf mich zu. Ein wuchtiger Schlag saust mir ins Gesicht. Einen gellenden Schrei ausstoßend, sinke ich längelang zu Boden. Der Bombardon wird mir rads von der Schulter gerissen und fort damit eilt der Eroberer.

Im nächsten Augenblicke schon steht der Armbrüster bei mir.

„Hast ihn?“ fragte er erregt.

„Gehabt,“ seufzte ich und deutete mit der Hand nach dem Wolfbauer hin, der mit der Beute davon humpelt.

Im Nu hat Baschi die Sachlage erfasst. Schneller als ein Sperber schießt er hinter dem Gegner drein, und auch ich schließe mich der Hege an. Der Bauer, wohl merkend, daß man ihm auf der Fährte ist, strengt alle Kräfte an. Umsonst! Die Fußverstauchung hemmt ihn im Springen. Der Verfolger kommt näher und näher. Beim Wirtshaus zum Hirschen ist er dem Wolfbauer dicht auf den Fersen.

Dit schon hat diesen der Durst in den Hirschen getrieben. Jetzt aber jagt ihn die Angst hinein. In die von Gästen ziemlich besetzte Wirtshaus rennt er. Weiter jedoch kommt er nicht mehr. Baschis Bärenzange hält ihn fest, und ein kraftvoller Griff entzieht ihm den Umbaba.

„Mein ist der Bombardon!“ donnert Armbrüster.

„Verlogen ist's,“ brüllt der Bauer, „mein ist er, mein!“

„Ruhig, ihr Krakeeler!“ befiehlt der riesenstarke Hirschenwirt, dem das Geschrei zu bunt wird. Rasch reißen seine muskulösen Arme die beiden Streithämmel auseinander. „Könnt ihr denn nicht anständig reden, wie es sich für Menschen schickt? Kommt, setzt euch zu mir an den freien Tisch daher! Wir wollen in Ruhe und Gemütlichkeit den strittigen Fall verhandeln. Habe schon manchen Streit geschlichtet.“ Und zu dem dienstbaren Geist sich wendend, ruft er: „Gret, bring jedem einen Schoppen!“

Die Gegner messen sich mit grimmigen Blicken; doch schließlich kommen sie der Einladung des Wirtes nach. Dieser nimmt an der Langseite des Tisches Platz; oben läßt sich der Bauer nieder, unten Baschi. Gleich auch ruft dieser zu sich hin und reicht mir sein Bierglas, aus dem ich einen Schluck nehmen muß.

Verb zugreifend entzieht der Hirschenwirt Armbrüster den Umbaba und pflanzt ihn vor sich hin. „So,“ sagte er, „das Streitobjekt kommt mitten auf den Tisch und die Klingel des Richters ebenfalls.“

Bei diesen Worten holte er den großen Faßhammer aus der Schenke und legte ihn neben den Bombardon. „Nun seid so gut, ihr Mannen, und gebt hübsch Red und Antwort.“

Die Gäste, aufmerksam geworden, drängten sich hinzu und umstanden die Gruppe in weitem Kreise.

„Wolfbauer,“ begann der Richter, „Ihr als Auswärtiger habt den Vorrang. Wem gehört der Bombardon?“

„Mir,“ brüllte der Bauer.

„Woran erkennt Ihr ihn?“

„An der Dalle unten.“

„Woher rührt die Dalle?“

„Von einer Kuh. Als ich einmal das Instrument spielte, hat sie mit dem Horn darauf gestoßen.“

„Verlogen ist's!“ schreit Baschi.

„Ruhe, Korbmacher,“ befiehlt der Wirt und schlägt mit dem Faßhammer auf den Tisch.

Baschi aber kümmert sich nicht darum. „Die Dalle soll von einer Kuh herrühren? Oha! Von mir rührt sie her, von mir. Ich bin doch keine Kuh. Ich verbitt mir die Beleidigung. Am Dreikönigstanz, als ich ein wenig hoch hatte, bin ich mit dem Bombardon des Lindenwirts Stiege hinabgeköllert. Daher rührt die Dalle!“

Die Zuhörer brachen in wiederndes Gelächter aus. Der donnernde Faßhammer stellte wieder Ruhe her.

„Woher habt Ihr den Baß, Wolfbauer?“ fuhr der Richter fort im Verhör.

„In Freiburg hab ich ihn gekauft bei Otto Klafft. Seht, da steht die Firma eingeträgt.“

„Wann habt Ihr ihn gekauft?“

„Vor ungefähr zwanzig Jahren.“

„Oho!“ rief Baschi und fuhr wütend von seinem Sitze auf, „die Firma Klafft besteht erst seit drei Jahren.“

„Stimmt,“ nickte der Blechnerkarl, einer der Zuhörer, „ich war dabei, als wir vor anderthalb Jahren den Bombardon und zwei Flügelhörner gekauft haben.“

Der Hirschenwirt sah einen Augenblick sinnend. Dann aber kam Erleuchtung über ihn. „Ihr seid wohl Mitglied einer Musikkapelle?“ fragte er den Bauer.

„Nein.“

„Wozu habt Ihr denn den Baß gekauft?“

„Sm, weil ich Freud an der Musik hab! Sonntags vertreib ich mir immer die lange Zeit damit.“

„So, so! Und was musiziert Ihr denn da Sonntags?“

„Allerlei. Tänze, Märsche und Lieder.“

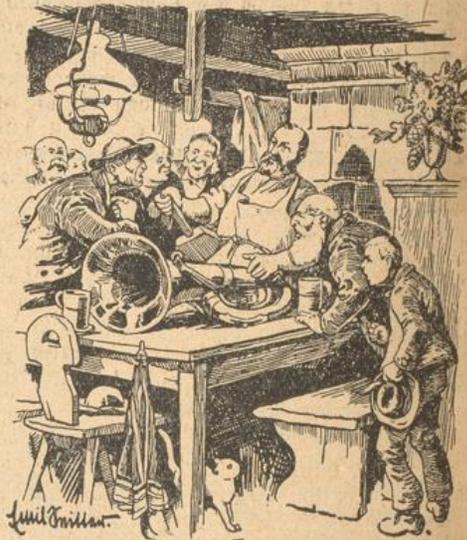
„Auch Lieder? Was für denn?“

„O du lieber Augustin. Wenn die Blümlein draußen zittern. Ich kenn ein Aug. Und sonst noch allerlei.“

„Ei, das ist ja prächtig,“ schmunzelte der Wirt

und befahl dann seiner Tochter Klara, den lieben Augustin auf dem Klavier zu begleiten. Der Wolfbauer möge den Gästen einen kleinen Kunstgenuß gönnen.

Mit hübschem Anschlag stimmte Klara das Lied an. Wer aber nicht blasen wollte, war der Bauer. Er könne heute leider nicht; er habe ein Geschwür im Mund und dadurch eine dicke Lippe. Half ihm nichts. Der Wirt und alle Gäste verlangten, seine Blaskunst zu hören. Der Blechnerkarl rief: „Wenn Ihr nicht loslegt, Wolfbauer, glaubt Euch kein Mensch, daß der Bombardon Euer Eigentum ist.“



„Wolfbauer,“ begann der Richter, „wem gehört der Bombardon?“

Wohl oder übel mußte er schließlich in den sauren Apfel beißen. Klara ließ den lieben Augustin erklingen, und der Bauer blies dazu derart roh, unbeholfen und schändlich, daß die Zuhörer sich vor Lachen fast tugelsten. „Wolfbauer,“ rief der Blechner, „Ihr scheint nicht nur eine dicke Lippe, Ihr scheint auch dicke Ohren zu haben.“ Erneutes Gelächter.

Wichtig kaufte der Faßhammer auf den Tisch und als wieder Stille eingetreten war, sagte der Wirt: „Lassen wir die Geschworenen entscheiden. Wer glaubt, daß der Bombardon Eigentum des Wolfbauern ist, möge die Rechte erheben.“

Keine Hand rührte sich

„Gegenprobe: Wer glaubt, daß das Instrument dem Ambrust gehört, erhebe die Rechte.“

Alle Hände reckten sich auf.

„Hier, Euer Eigentum, Baschi,“ rief der Richter und hing dem Korbmacher den Bombardon um unter stürmischem Beifall der Gäste.

„Städtlespaß, elendes,“ brüllte der Bauer und sprang wütend vom Stuhle auf, „auch soll der Teufel lotweis holen. Ihr könnt mich alle im

„schwarzen Adler treffen!“ Das Geld für seinen Schoppen warf er auf den Tisch, und dann stürzte er scheltend und schimpfend davon.

„Alara, spiel den Donauwalzer auf,“ rief der Blechnertarl, „der Gerichtstag muß mit einem flotten Tanz beschlossen werden.“

„Bravo, bravo,“ jubelten die Gäste und drehten sich gleich im Kreise.

Klara legte gewandt los, und der Baschi ließ mit Meisterschaft seinen Umbaba dazu ertönen, so nett, so rein und so prächtig, daß alles vor Freude die Ohren spizen mußte.

Als der Walzer zu Ende war, zahlte Armbruster seine Zechе, nahm den Bombardon auf den Rücken und mich an der Hand und brachte mich meinen Eltern. Voll Begeisterung erzählte er ihnen von meinen heutigen Abenteuern und wandte das schreckliche Unwetter von mir ab, das sich über meinem Haupte zusammengezogen hatte. Das Meerrohr wanderte ungeschwungen wieder an seinen Platz. Mit Schelt- und Ermahnungsworten kam ich davon.

Am andern Nachmittage eilte ich ins obere Grün zu meinem lieben Armbruster. Schon von weitem hörte ich ihn auf dem Umbaba schmettern.

„O welch schönes Lied!“ rief ich, als ich in die niedrige Stube trat.

„Geh,“ fauchte die Wärb, „ein Sauflied ist's. Kennst es nicht?“

In tiefen Keller sitz ich hier
Bei einem Faß voll Reben.

Immer steckt ihm die Trinkerei im Kopf, und immer und immer bringt sie ihn in die Patsche.“

Der Baschi ließ sie ruhig reden. „Schau, Friederle,“ sagte er und wies mir ein prächtig geflochtenes, weiß und rot gestreiftes Körbchen, „das hab' ich heut' vormittag für dich hergestellt.“

„O, wie schön,“ jubelte ich, „ich dank Euch vielmals, Baschi.“ Er steckte noch einige Weidenruten hinein und teilte es in vier Gärtlein ab.

„Kommi,“ sagte er alsdann und führte mich hinauf zu den Taubenschlägen. In jedes Gärtchen setzte er ein Paar von seinen Lieblingen, in Nummer eins Zitterhähle, in Nummer zwei Perüdentauben, in Nummer drei Mohrenköpfe und in Nummer vier Steiermärker.

„Ja, Baschi,“ stotterte ich und sah ihn ängstlich an, „joviel Geld hab ich nicht, daß ich die Tauben Euch alle gleich bezahlen kann.“

„Schwäh kein Blech, Bub,“ wehrte er ab, „die sind dein eigen, und keinen Pfennig nehme ich dafür. Hast Blut für mich vergossen, so werd ich dir doch auch eine kleine Freude bereiten dürfen!“

Ueberselig drückte ich ihm die haarige Hand und eilte mit meinem Schätze heimwärts. Lange noch hörte ich ihn blasen:

In tiefem Keller sitz ich hier
Bei einem Faß voll Reben.

Das Fenster.

Von A. Walding.

Jeder Mensch hat seinen freien Willen, mit dem er tun und lassen kann, was er will.

Jeder Mensch hat aber auch sein eigenes Temperament, das diesen freien Willen beeinflusst, besonders, wenn dieses Temperament aufgewühlt ist und die Freiheit des Willens sozusagen außer Wirksamkeit setzt.

Wenn nun zwei solche Menschen mit dem gleichen freien Willen zwar, aber mit grundverschiedener Gemütsanlage zusammenkommen, zum Beispiel in einem Eisenbahnabteil, und der eine will das Fenster offen, der andere aber geschlossen haben, dann liegt es erfahrungsgemäß auf der Hand, daß die Verschiedenheit der Temperamente die Freiheit des Willens gänzlich ausschaltet.

Wenn von diesen beiden Menschen der eine ein kaufmännischer Vertreter einer Berliner Großfirma, der andere aber ein gradliniger, grobschlächtiger Bauer aus dem dunkelsten Niederbayern ist, und dieser Bauer noch dazu gerade vom Finanzamt kommt, dann ist ein Zusammenstoß so gewiß wie ein Gewitter im Juli.

„Jestatten, Verehrtester!“ sagt der Berliner und reißt das Fenster in die Höhe, daß der ganze Wagen scheebert.

„I muß Luft haben!“ erwidert unser Hieselbauer und reißt das Fenster herunter, daß dem Berliner der Zwicker von der Nase fällt.

Ein Bauer muß immer Luft haben. Das ist sein Lebenselement. Besonders wenn er vom Finanzamt kommt.

Der Berliner lächelt verbindlich: „Jestatten, mein Name ist Schmuse, Vertreter der Weltfirma Befazet . . . Mir ist diese Luft hier zu rauh . . .“

Und das Fenster fliegt wieder hoch.

Wortlos über so viel Verbindlichkeit einerseits und so viel Frechheit andererseits, sitzt unser Hieselbauer eine Weile ganz verblüfft.

Dann aber ermannet er sich und reißt das Fenster wieder herunter. „Hanswurst, damischer! Meinst, ich mag deinetwegen ersticken? Fahrst halt droben in deinem Preißen, wenn dir die bayrische Luft net paßt . . .“

Dieses war mehr ein Selbstgespräch des Hieselbauern, und wenn der Berliner auch den Wortlaut nicht verstand, so erriet er doch den Sinn; denn das Fenster stand wieder angelweit offen, und die herbe, würzige Herbstluft Niederbayerns strömte in vollen Schwaden gegen die schnupfenschwangere Nase des Berliners.

„Jetzt erlauben Sie aber mal!“

Und das Fenster fliegt wieder hoch.

„Jetzt möcht ich doch schon sehen, wer in Niederbayern Herr ist, wir oder die Berliner!“

Und das Fenster rasselte wieder herunter, daß die Hände knattern.

„Hier ist Reichsbahn, bitte! Und hier habe ich als jeborener Berliner mindestens ebensoviele Recht, wie Sie als einjeborener Niederbayer. Verstehen Sie mich?“

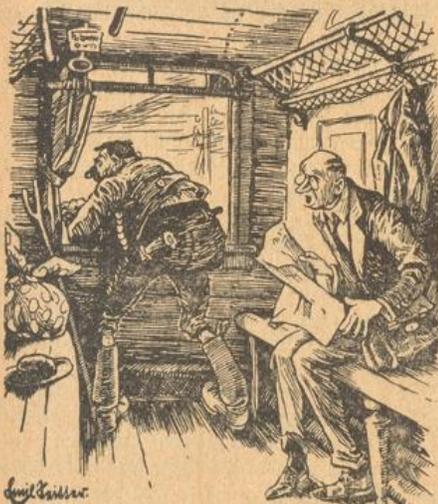
Und das Fenster fliegt wieder hoch.

Da ermannt sich der Hieselbauer ein letztes Mal, indem er den Reisegenossen aus Berlin in aller Form auf die Kirchweih ladet, welche Einladung der Berliner weder versteht noch befolgt.

Kurz und gut: das Fenster fliegt wieder herunter, und der Hieselbauer lehnt sich breit über die Brüstung und gibt dem Berliner Gelegenheit, seine Kehreite, an der seitlich der wuchtige Griff des landesüblichen Messers herausragt, mit Gebühr zu würdigen.

Also blieb der Hieselbauer Sieger in dem Widerstreit der Temperamente, denn der Berliner schwieg fortan still, sei es, daß ihm das sagenberühmte lange Messer solchen Respekt einflößte, oder sei es aus dem Grundsatz, daß der Geschettere nachgibt. Und die Berliner, heißt es wenigstens — sind ja allemal die Geschetteren.

Endlich stieg der Niederbayer aus, weil ja seine Station gekommen war, und räumte somit das Feld dem geschlagenen Widersacher, indem



Ludwig Richter

Der Hieselbauer lehnt sich breit über die Brüstung.

er mit Großmut sprach: „So, jetzt kannst dein Fenster zumachen, du Depp, du damischer!“

„Tott sei Dank!“ kam es wie Erlösung aus der Brust des Berliner, und er riß das Fenster sogleich hoch, damit ihn die raue Luft dieses gottverdammten Niederbayerns nicht mehr anblies.

Und als der Zug wieder dahinhoppelte, kam auch der Schaffner durchs Abteil und sprach:

„Ja, ja, das Fenster da! Mit dem haben wir unser ewiges Kreuz!“

„Wieso Kreuz?“

„Weil's keine Scheibe mehr hat!“

„Wat! Keine Scheibe? Da wäre es also egal, ob es offen oder jeschlossen ist?“

„Natürlich ist dös Wurt! Hat ja schon vier Wochen keine Scheibe mehr! . . . Seit wir Bayerischen zu der Reichsbahn gehören, is der Teigel hint und vorn los. Nix lassen s' richten. O mein, wenn wir doch einmal von dem Berlin los wären!“

„Wat! Keine Scheibe? Und ich hab mich so uffjeregt. Und der Hieselbauer ooch! . . . Na wart, dieser Reichsbahnjellschaft werd ich was blasen, wenn ich nach Berlin komme!“

Ein Pionier des Deuschtums in Amerika vor 200 Jahren.

(Die erste deutsche Zeitung in Amerika.)
Von Jos. Gottlieb.

Im Jahre 1724 wanderte der Schneider Christoph Saur aus Laasphe, Kreis Wittgenstein, nach Amerika aus. Bevor er aber aus seiner deutschen Heimat auswandert, hatte der Schneider Gelegenheit gefunden, sich allerlei technische Kenntnisse zu erwerben. Mit seiner Frau und seinem dreijährigen Sohne, ebenfalls Christopher genannt, trat er die Reise über das Meer an und kam nach Germantown im Staate Pennsylvania, das von dem Deutschen Daniel Bistorius gegründet worden war. Germantown wurde fast nur von Deutschen bewohnt, die geistig recht regsame Leute waren. Da kam Saur auf den Gedanken, eine Druckerei zu errichten. Das geschah im Jahre 1739. Von den Einzelheiten des Unternehmens ist bekannt, daß die Schriftzeichen aus Frankfurt a. Main kamen und die andere Einrichtung zum großen Teil den kunstfertigen Händen und erfunderischem Geiste Saur's ihr Dasein verdankte. Das erste Werk, das aus Saur's Presse hervorging, war ein Kalender, der „Hochdeutsch-Amerikanische Kalender“. Dann folgte ein Gesangbuch der mystischen Brüder zu Ephrata. Ein Zeitgenosse schreibt darüber: „Saur's neu angefangene Druckerei wird ihm teuer, und er muß mehr Lehrgeld darin geben als in einigen Dingen, so er bisher versucht. Er muß den „Siebentägern“ ein groß Gesangbuch drucken. Sie sind scharf und eigen dabei, wie man hört, daher es ihm viel Molestien macht.“

Im gleichen Jahre unternahm Saur das größte Werk seines Lebens, dasjenige welches seinen Namen auf alle Zeiten berühmt gemacht und dem stillen Schneider mehr Einfluß gegeben hat, als dem größten Staatsmann seiner Zeit,

die erste deutsche Zeitung in Amerika. Ihre erste Nummer erschien am 20. August 1739 unter dem Titel: „Der Hoch-deutsch Pennsylvanische Geschichts-Schreiber oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur- und Kirchen-Reich Erstes Stück August 20., 1739.“ — Damals erschienen in ganz Amerika nur fünf Zeitungen, alle in englischer Sprache. In der ganzen Welt steckte das Zeitungswesen noch in den Kinderschuhen, ebenso wie die Post, die erst später von Benjamin Franklin in Amerika wirklich entwickelt werden sollte. Saur's Zeitung mußte daher meist durch Fuhrleute, die von Ort zu Ort fuhren, verteilt werden; sie taten es übrigens nicht mit besonderem Vergnügen, denn es wird berichtet, daß einige Jahre später, Fuhrleute,

geschrien, sowohl aus Europa als anderen Theilen der Welt zu hören, so ferne man gewisse und zuverlässige Nachrichten haben kann; als auch gewisse and beglaubigte Nachrichten aus dem Kirchen-Reiche, so viel man vor nützlich erkennt.“ Wie er es mit den Anzeigen hielt, lehrt eine Benachrichtigung ans Publikum vom April 1755, wo es heißt: „Wer um seines Nutzens willen oder ein Privat-Advertisement einsendet (nicht allzugroß), der zahlet 5 Schillinge. Wird sein Verlangen zum erstenmal ausgefunden, so giebt man 2 Schillinge zurück, auf das zweitemal 1 Schilling zurück.“

Aber die Uneigennützigkeit Saur's wurde vom Publikum nicht besonders belohnt. Der saumselbige Zahler existierte auch damals schon, und der



Saur's Zeitung mußte meist durch Fuhrleute, die von Ort zu Ort fuhren, verteilt werden.

welche auf der Genesoga-Landstraße Saur's Zeitung abgaben, sich darüber beklagten, daß sie dadurch zu lange aufgehalten würden. Zuerst erschien das Blatt monatlich, vom Jahre 1748 an halbmonatlich, und von 1755 an wurde es eine Wochenzeitung. Es war erfolgreich, denn bereits im Jahre 1751 hatte es 4000 Besteller. Das mag heute geringfügig erscheinen, aber wenn man bedenkt, unter welchen Umständen Saur es herstellen mußte, stehen wir vor einer bewundernswerten Leistung. Neben seiner außerordentlichen Tatkraft besaß Saur echt deutsche Gewissenhaftigkeit, Redlichkeit und Bescheidenheit. Er sträubte sich dagegen, zur Verbreitung unzuverlässiger Nachrichten die Hand zu bieten oder nur Lesestoff zum bloßen Zeitvertreib zu liefern. Noch nachdrücklicher als in den Einleitungsworten in dem Blatte selbst verwahrte er sich dagegen in dem zur gleichen Zeit erscheinenden Kalender, in dem er sagt: „Diejenigen, welche vielfältig nachgefragt und künftig nachfragen möchten, ob nicht bald deutsche Zeitungen zu haben, denen will man hiermit zu wissen tun, daß man gar nicht gesinnt ist, die edle Zeit solcher Gestalt zu verderben, daß man alle Woche etwas zusammensuchen sollte, welches keinen Nutzen hat, viel weniger Lüge dazu schreiben, wie der gemeine Welt-Lauff ist.“ — Dann folgt die wirkliche Ankündigung seines Unternehmens, der Prospekt, worin er sich folgendermaßen ausläßt: „Es wird hiermit bekannt gemacht, daß man künftig hin gesinnt ist, eine Sammlung von nütlichen und merkwürdigen Geschichten und Begebenheiten zu drucken, zum Teil aus dem Natur-Reiche, was etwa bei diesen Zeiten von Kriegen und Kriegs-

Druder fand oft Veranlassung, ihm ins Gewissen zu reden. Aber der gute Mann behandelte die Pflichtvergessenen mit erstaunlicher Nachsicht. Alles, was er denen, die auf der schwarzen Liste standen, sagte, war: „Wer drei Jahre oder darüber schuldet und sonst keine Reputation hat, muß es nicht übel nehmen, wenn er eine kleine Notiz bekommt.“

Im Jahre 1741 wurde die Zeitung vergrößert, und 1745 änderte sie ihren Namen und hieß nun „Berichte oder Sammlungen aus dem Natur- und Kirchen-Reiche“, wobei ausdrücklich darauf hingewiesen wird, daß die Wahrheit der Nachrichten nicht verbürgt werden kann. Im selben Sinne führte nach dem im Jahre 1758 erfolgten Ableben des Vaters der Sohn Christoph Saur das Geschäft fort. Er macht es sich zur Gewissenssache, seine Leser auf das Vorkommen un-

vermeidlicher Zeitungsenten von vornherein vorzubereiten und für seine Nachrichten keine unbedingte Glaubwürdigkeit zu beanspruchen. Dies tat er, indem er sein Blatt mit folgendem Titel versah: „Germanowner Zeitung oder Sammlung wahrscheinlicher Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenreiche, wie auch auf das gemeine Beste angelegene nützliche Unterrichte und Anmerkungen.“

Eine zweite Großtat der Saur, Vater und Sohn, welche der Schöpfung der ersten deutschen Zeitung in Amerika nicht nachsteht, war ihr im Jahre 1742 unternommenes Werk, der Druck einer deutschen Bibel. Dabei ist besonders hervorzuheben, daß die erste Bibel, die überhaupt auf amerikanischem Boden selber gedruckt wurde, deutsch war. Erst vierzig Jahre später erschien die erste englische, in Amerika gedruckte Bibel, und selbst dann hielt der Verleger, Robert Aitken, es für geraten, sich besondere Garantien zu verschaffen, ehe er das Risiko übernahm. Denn der Druck der Bibel war für jene Zeiten ein außerordentliches Unternehmen. Mit großer Schwierigkeit mußten erst hinreichende Lettern gegossen werden, ehe man mit dem Satz beginnen konnte, denn Fabriken, die sie in bester Masse lieferten, gab es nicht. Alles Papier mußte aus Europa eingeführt werden, weil es in Amerika noch keine Papiermühle gab, und Satz, Druck und Einbinden eines so umfangreichen Wertes nahm Jahre in Anspruch, ehe es zum Verkauf gebracht werden konnte. Hier zeigte der Deutsche wiederum nicht allein größere Ausdauer als der Amerikaner, sondern auch größeren Unternehmungsgeist. Welche Gesinnung Saur zu dem Unternehmen veranlaßte, wird durch folgendes deutlich gemacht: Damals kostete das Papier einer einzigen Bibel 7½ Schilling (etwa M. 6.50). Saur setzte daher in seinem Prospekt den Preis der fertigen Bibel, ungebunden, auf 14 Schilling an. Er fand jedoch, als die Bibel fertig war, daß er sie für 12 Schilling verkaufen konnte, und tat es. „Für Arme und Bedürftige,“ kündigte er an, „ist kein Preis.“ — Das Werk, von dem noch einige Exemplare in den Bibliotheken vorhanden sind, ist auf gutes, dauerhaftes Lumpenpapier gedruckt und bildet einen stattlichen Quartband von 1279 Seiten. Im Jahre 1763 und 1776 erschienen neue Auflagen, und jedesmal durfte der Verleger mit gerechtem Stolz in der Vorrede darauf hinweisen, daß noch keine andere europäische Nation die Bibel in ihrer Sprache auf der westlichen Erdhälfte gedruckt habe. Außerdem hat Saur noch einige dreißig religiöse Werke: Gesangbücher, Katechismen, auch Schulbücher, eine Lebensbeschreibung Friedrichs des Großen und einige englische Bücher gedruckt.

Saur's Zeitung hat viel zur Verteidigung des

Deutschtums jener Tage gegen die Angriffe fanatischer Engländer und ganz besonders der englischen Staatskirche getan. Die Deutschen sollten auf jede mögliche Weise anglisiert und ihrer Eigenart entkleidet werden, und dies wollte man durch Errichtung englischer Freischulen herbeiführen. Ein Versuch damit wurde auch gemacht, aber Saur setzte sich gegen das Unternehmen mit Eifer ein, denn er durchschaute den eigentlichen Zweck des Planes und schrieb in seiner Zeitung gegen die englischen, politischen Zwecken dienenden Freischulen. Sie gingen nach wenigen Jahren aus Mangel an Zuspruch ein. Ebenso kräftig führte Saur die Sache der deutschen Einwanderer gegenüber den Schiffsreedern, welche die Einwanderer auf der Ueberfahrt schlecht behandelten und gewissenlos auslogen. Furchtlos stellte er die Uebelstände in seiner Zeitung dar und enthielt die großen Menschenverluste, die infolgedessen bei den Einwanderern zu verzeichnen waren. Die Folge davon war, daß die gesetzgebende Körperschaft von Pennsylvania 1758 Schutzzeseke für die Einwanderer annahm. Bald darauf starb er am 25. September 1758. Sein ihm gleichgesinnter Sohn, der bisher die Buchbinderei geleitet hatte, übernahm nun das ganze Geschäft. Unter ihm wurde die zweite und dritte Ausgabe der Bibel gedruckt. Da die zweite Ausgabe einen reichlichen Gewinn abwarf, glaubte er, ein Uebriges tun zu müssen, und trug die Schuld der Dankbarkeit durch freie Verteilung des monatlich erscheinenden „Geistlichen Magazins“ ab, die erste religiöse Zeitschrift, die in Amerika in irgendeiner Sprache erschienen ist. Später errichtete er auch eine eigene Schriftgießerei und 1773 eine Papiermühle. Auch der jüngere Saur widmete sich wie sein Vater uneigennützig der Sache des Allgemeinwohls und ganz besonders seinen deutschen Landsleuten. Seiner rastlosen Tätigkeit ist die Gründung der „German town Akademie“ zum guten Teil zu verdanken. Sie wurde 1761 mit einem deutschen und einem englischen Lehrer und einem Hilfslehrer eröffnet. Amerika verdankt daher den beiden Saur nicht nur die die erste Bibel, sondern auch die erste deutsch-englische Hochschule! — Bald darauf trat eine tragische Katastrophe ein. Als der amerikanische Freiheitskrieg ausbrach, war Saur gleich seinen Glaubensgenossen — er war „Tunker“ — gegen das Ergreifen der Waffen. Infolgedessen wurde er als Verräter gefangen gesetzt und sein Eigentum verkauft. Er starb verarmt am 26 August 1784, ein treuer Pionier für das Deutschtum im Auslande!

Die Tugend, die stets bewacht werden muß, ist faum der Schildwache wert.

Des Hinkenden Standrede vom Gold, vom Geld und von unserer Mahrung.



Bu dem runden Tisch in der Ecke neben dem Ofen gegenüber der Einschenke, um den der Hinkende wie immer mit seinen Getreuen in der Dammerstunde saß, trat der Lowenwirt und hielt eine noch im letzten Licht glänzende Münze in der Hand: „Da seht her, Ihr Herren,“ sagte er, „was für ein schönes Stück ich heute bekommen habe.“

Rasch rückten alle zusammen und schauten eifrig auf den funkelnden Gegenstand in seiner Hand.

„Das ist ja ein Goldstück, endlich einmal wieder,“ rief der Barbier aus, „lat sehen, wer ist denn darauf abgebildet?“

„Wahrhaftig, unser Herr Reichspräsident,“ stellte mit prufendem Blick der Schneidernag fest, „wo habt Ihr denn das her?“

Gerne gab der Lowenwirt Auskunft: „Ein Reisender, der bei uns zu Mittag gegessen hat, hatte zwei Stücke und ließ mir eines ab; ich mußte aber auf seinen Verzehr noch ordentlich drauflegen.“

Die Münze ging von Hand zu Hand, jeder drehte sie bewundernd hin und her, und der Bachhuber meinte dabei: „s ist halt doch was Schönes ums Goldgeld, es wird einem ganz wehmütig ums Herz, wenn man an unsere schönen Goldstücke aus der Zeit vor dem Krieg denkt!“

„Aber ein Geldstück zum Bezahlen ist das eigentlich nicht, lieber Bachhuber,“ sagte darauf der Hinkende, „es ist nur eine Gedenkmünze auf den 81. Geburtstag des Reichsoberhauptes, allerdings genau in der Größe unserer Vorkriegs-Zwanzigmarkstucke und von der staatlichen Münze in Berlin geprägt.“

Da schaute auch der Maurerpolier fragend auf: „Aber, nehmt mir nicht übel, wenn die Münze solche Goldstücke prägt und verkauft, war-

um soll man dann nicht mit ihnen bezahlen können?“

„Zahlen kann man schon damit, aber sie sind viel mehr wert als unsere früheren Zwanzigmarkstucke, und Ihr wollt doch nicht an jedem verlieren,“ gab der Hinkende als Auskunft.

„Soviel ich weiß, gibt's die Hindenburggoldstucke auch in der Größe der Zehnmarkstucke,“ sagte jetzt der Bürgermeister.

„Gewiß, aber für sie gilt das gleiche,“ war die Antwort.

„Ja, nun sagt uns doch, Hinkender, warum sieht man denn sonst im täglichen Geldverkehr keine Goldstücke mehr?“ fragte nun der Barbier.

„Weil wir keine reine Goldwährung mehr haben wie vor dem Kriege, sondern eine sogenannte Goldkernwahrung,“ erwiderte der Hinkende rasch und sicher.

„Was heißt denn das? Was ist denn das für ein Unterschieb?“ rief fragend der Schneidernag voll Interesse.

„Da müßt Ihr schon gut zuhören und ein bißchen Geduld haben, wenn ich Euch das erklären soll,“ entgegnete der Hinkende, „denn mit so ganz kurzen Worten lat sich das nicht klarlegen.“

„Wer wie wir alle am Tisch das Unglück der Inflation mitgemacht hat, hört gut zu, wenn von den Grundlagen unseres Geldes die Rede ist,“ sagte darauf der Bachhuber mit sehr ernstem Gesicht und mit Nachdruck.

„Nun denn,“ begann der Hinkende seine Erklärung, „eine Goldkernwahrung ist eine Währung, die sich auf einen sicheren Goldvorrat stützt, aber keinen Goldumlauf hat. Dieser Goldvorrat ist der kostbare Kern, er liegt in Berlin bei der Reichsbank in unterirdischen einbruchsichereren Gewölben.“

„Nun sagt, wieviel liegt denn da an Gold?“ fragte neugierig die Lowenwirtin, die auch ein wenig hinzugeetreten war.

„Zur Zeit sind's über zweieinhalb Milliarden.“

Da schlug die lebhafteste Frau voll Erstaunen die Hände zusammen: „Ist das eine Menge! Und lauter Goldstücke! In denen möchte ich einmal wühlen dürfen, nur zum Spaß!“

„Wozu ist denn das viele Gold nütze, wenn es in Berlin eingesperrt liegt und niemand etwas davon zu sehen kriegt?“ warf der Bachhuber schon ziemlich brummig hin, und der Postagent fuhr fort: „Vor dem Krieg war viel weniger Gold auf der Reichsbank, das weiß ich zufällig, und damals lief doch viel Goldgeld um.“

„Schon wahr,“ gab der Hinkende zu, „ich kann Euch die Zahlen sogar genau sagen: am 16. Juli 1914 lagen in der Reichsbank über 1 3/4 Milliarden Mark, und die Menge der Goldstücke im freien Verkehr belief sich auf 3 1/2 bis 4 Milliarden. Das war eben noch die reine Goldwährung, wie wir sie

Lahrer Hinkender Bote für 1930.



von 1900 an hatten. Aber — nun kommt ein großes „Aber“! — wir sind durch Krieg und Inflation arm geworden und müssen froh sein, daß wir auf der Reichsbank wieder so viel Gold haben, daß unser Geld seinen Wert behält.“

„Behüt' uns der liebe Gott vor einer neuen Inflation,“ seufzte die Löwenwirtin, die immer

hängt aber von seiner Kaufkraft ab, diese wird fast auf der ganzen Welt, wenigstens in den maßgebenden Kulturländern am Goldwert des Geldes gemessen; darum hat der Reichstag im Münzgesetz vom 30. August 1924 den Goldwert einer Reichsmark auf den 2790. Teil eines Kilogramms reinen Goldes festgesetzt. Aber Ihr könnt Euch denken,

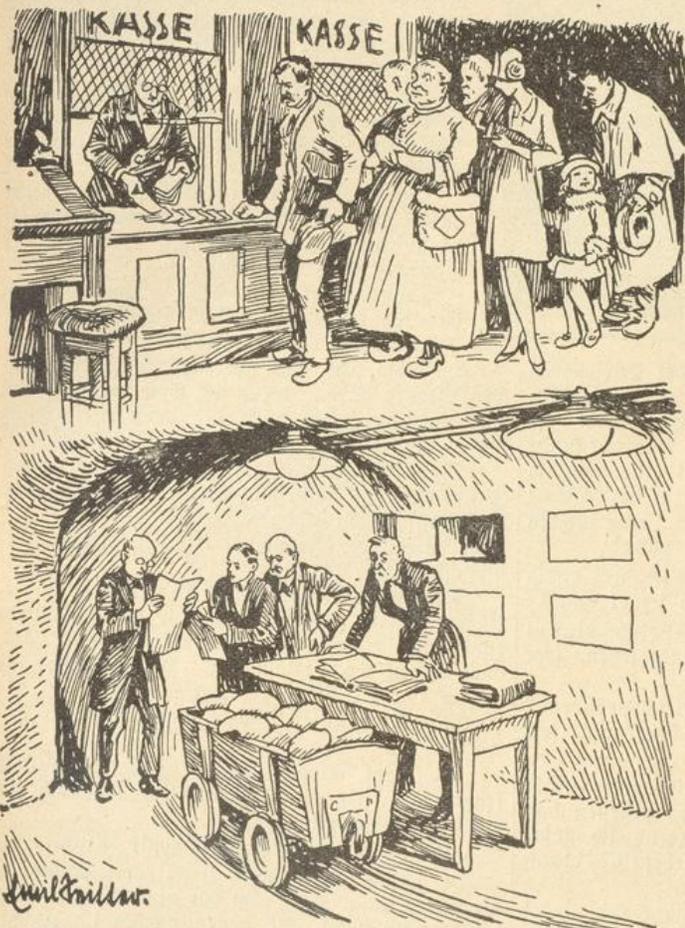
eine einzelne Mark in Gold wäre sehr klein und darum ungeschickt zu handhaben, deshalb prägt man sie nicht aus; als Ersatz ist aber dafür gesorgt, daß jedermann sein Silber- und Papiergeld, das auf Reichsmark lautet, bei der Reichsbank in wirkliche Goldstücke gleichen Betrages einwechseln kann.“

„Müßte man nicht besser „könnte“ sagen?“ verbesserte der Lehrer.

„Ihr habt recht, denn gegenwärtig ist die gesetzliche Verpflichtung der Reichsbank zum Umtausch noch nicht in Kraft gesetzt; bei unserer großen Volksschulbildung ans Ausland wären nämlich unsere schönen Goldstücke wahrscheinlich bald wieder dorthin oder nach den Erfahrungen aus der Inflationszeit in die Strümpfe der Goldhamster bei uns verschwunden. In dessen — schon die Tatsache, daß das Einwechseln von Gold möglich wäre, weil genügend Gold da ist, reicht aus, um den Goldwert der deutschen Mark überall, sogar in Amerika, aufrechtzuerhalten. Wir haben deshalb heute eine der—theftesten Währungen der ganzen Welt,“ schloß der Hinkende.

„Also muß die Reichsbank immer so viel Gold daliegen haben, als Geld in Scheinen und in Silber und Kupfer umläuft?“ fragte der Barbier, der von rascher Auffassungsgabe war.

„Nicht ganz, denn erstens ist das umlaufende Metallgeld keines derart, daß die Sicherheit unserer Währung darauf beruht; obwohl fast eine Milliarde davon, etwas mehr als vor dem Krieg, ausgegeben ist und umläuft, ist es nur als Scheidemünze für den Kleinverkehr geprägt, gesetzlich ist der Höchstbetrag davon auf den Kopf der Bevölkerung auf 20 M festgesetzt, davon sind etwa 15 M bis jetzt tatsächlich ausgegeben.“ — Hier hielt der Hinkende plötzlich einen Augenblick inne und sagte dann mit veränderter, gewissermaßen einschaltender Stimme: „Ich vergaß vorhin, Euch



Luftkrieger

Der Goldvorrat ist der kostbare Kern, er liegt in Berlin bei der Reichsbank in unterirdischen einbruchsfähigeren Gewölben.

noch zuhörte, „das Rechnen mit den großen Zahlen war doch zu schwierig.“

Unbeirrt fuhr der Hinkende fort: „Ihren Wert behält nämlich die Reichsmark nur, wenn jedermann Vertrauen zu ihr hat im In- und, nicht zu vergessen, auch im Ausland.“

„Ja, ja, aufs Ausland kommt's sogar hauptsächlich an; das hat sich während des Krieges gezeigt, als dort die Mark schon viel weniger als bei uns galt, lange ehe wir viel davon merkten,“ meinte der Lehrer bekräftigen zu müssen.

„Das sogenannte Vertrauen in ein Geldstück

daran zu erinnern, daß man unter Währung die gesetzlichen Zahlungsmittel versteht, mit denen man Beträge in beliebiger Höhe bezahlen kann und die ebenso in jeder Höhe angenommen werden müssen" — und fuhr dann im ursprünglichen eindringlichen Ton fort: „In diesem Sinne sind außer den Goldmünzen — es sind noch die alten von früher, neue sind bisher keine geprägt worden — nur noch die Reichsbanknoten gesetzliche Zahlungsmittel. Und zweitens nimmt man an, daß nicht alle Besitzer der etwa 4 1/2 Milliarden Reichsmark ausmachenden Reichsbanknoten auf einmal ihre Scheine in Gold umgewechselt haben wollten.“

„Das gab' ein schönes Gedränge an den Kassen," lachte der Postagent.

„Darum erachtet das Bankgesetz, es ist vom gleichen Tag wie das Münzgesetz, das ich schon erwähnt habe, eine Deckung von 40% der Noten in Gold für genügend," fuhr der Hinfende in seinen Erläuterungen weiter, „davon müssen 3/4 wirkliches Gold, in- und ausländische Münzen und ungemünztes Gold in Barren, und 1/4 sichere Auslandswechsel mit Goldwert — Devisen, versteht Ihr — sein; die übrigen 60% können durch gute Wechsel und Schecks gedeckt sein. Wie hoch die Deckung wirklich ist, könnt Ihr alle Woche im Reichsbankausweis in der Zeitung lesen. Gegenwärtig ist sie sehr hoch; die Reichsbank wird schon wissen, wozu das gut und nötig ist.“

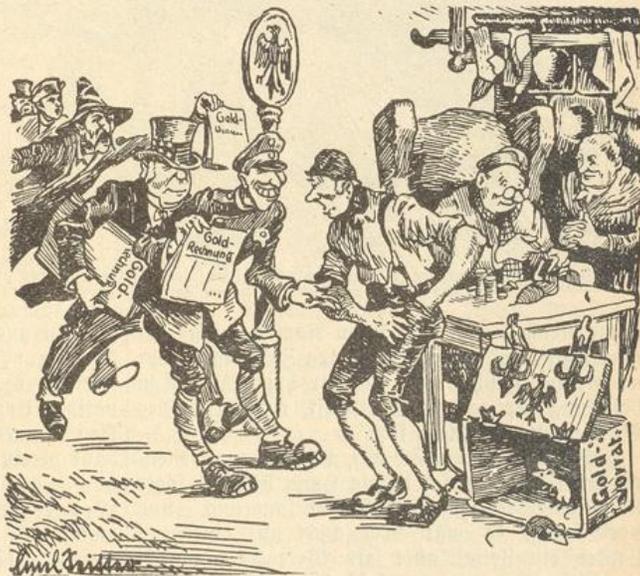
„Also hängt hauptsächlich von der Umsicht und Gewissenhaftigkeit der Reichsbankleitung der Wert unseres Geldes ab," stellte der Bürgermeister daraufhin fest.

Der Hinfende nickte und setzte hinzu: „Daß unser Geld seinen Wert behält und nicht wieder ins Nichts hinabgleitet, das ist dem Ausland auch ungeheuer wichtig, und zwar namentlich den Staaten, die Kriegsschädigungen von uns bezahlt haben wollen. Darum bekam bei der Einführung der Reichsmark unter ihrer Einwirkung auch die Reichsbank ihre heutige Verfassung durch das erwähnte Bankgesetz vom 30. Aug. 1924; nach ihm stehen neben dem Präsidenten und dem Direktorium, das die Geschäfte führt, noch ein Generalrat aus sieben Deutschen und — das ist eben die wichtigste Neuerung — sieben Ausländern; und einer von diesen gerade hat als „Kommissar für die Notenausgabe" besonders darüber zu wachen, daß nicht zu viel Papiergeld ausgegeben und dadurch die Währung verschlechtert wird; deshalb hat er auch das Recht, an allen Sitzungen des Direktoriums teilzunehmen. Im übrigen ist die

Reichsbank kein Institut des Reiches, wie man aus dem Namen schließen könnte, sondern eine selbständige, von der Reichsregierung und ihren Geldsorgen heute ganz unabhängige Bank, deren Anteilscheine wie die Aktien jeder anderen Bank an der Börse gehandelt werden. Nur wird wegen der Wichtigkeit der Aufgaben der Reichsbank fürs ganze Volk von der Generalversammlung ihrer Aktionäre (Anteilseigner sagt das Gesetz) ein ständiger Zentralausschuß zur Unterstützung des Direktoriums gebildet aus Vertretern des Bankgewerbes, der Industrie, des Handels, der Landwirtschaft, des Handwerks und der Arbeitermerkschaft, die deutsche Anteilseigner sind.“

Inzwischen war es so dunkel geworden, daß die Männer gegenseitig kaum mehr die Gesichter sehen konnten. Aber vor lauter Aufmerken hatten sie es nicht gemerkt. Erst als der Hinfende schwieg, richtete sich der Löwenwirt auf und machte Licht.

Als es hell war am Tisch, nahm der Lehrer den Faden des Gesprächs wieder auf: „Es ist ein wahrer Segen, daß das Geldwesen in Deutschland wieder von einer Stelle aus geregelt wird. Aber aus dem Wirrwarr der Inflation und des vielen Papiergeldes hat uns doch die Rentenbank mit der Rentenmark gerettet, indes, kein Mensch spricht mehr von ihr, und doch war sie eigentlich etwas ganz Besonderes.“

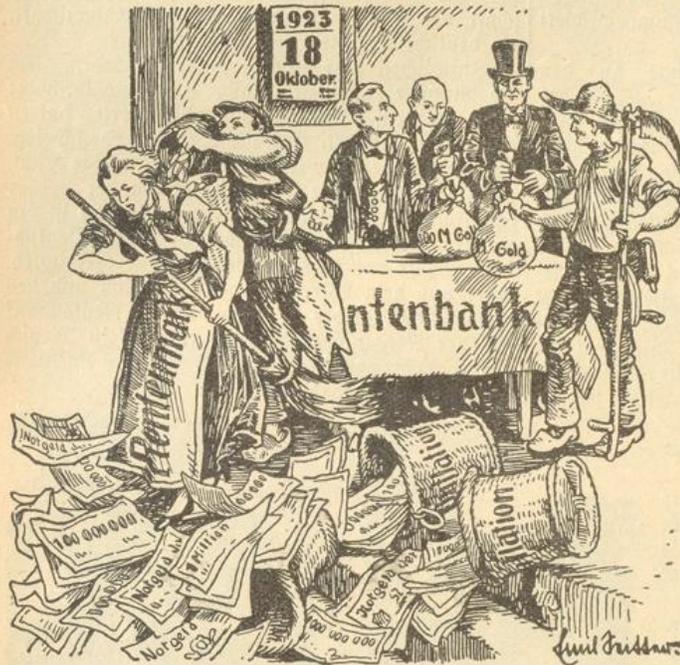


Bei unserer großen Verschuldung ans Ausland wären unsere schönen Goldstücke bald in die Strümpfe der Goldhamster verschwunden.

„Gewiß war sie das," bekräftigte der Hinfende, „einmal deshalb, weil sie keine Golddeckung hatte, sondern begründet war auf der Bürgschaft der ganzen deutschen Wirtschaft. Ferner war sie rechtlich eine Mischung von Verein und Aktiengesellschaft. Auch wurde sie nicht vom Reiche er-

richtet, sondern — am 18. Oktober 1923, das Datum sollte man nicht vergessen — von Vertretern der Wirtschaftsverbände der Industrie, der Landwirtschaft, des Handels und Gewerbes, der Banken, die sozusagen den letzten verfügbaren Rest von Goldwert aus ihren Grundstücken und Betrieben als Unterpfand für das Kapital der Bank zur Verfügung stellten, um unserem Geld wieder festen Grund zu geben. Dafür konnten 3200 Millionen Rentenmark ausgegeben werden, jede gleich $\frac{1}{2790}$ kg Feingold wie die frühere und

rung gehabt wie vorher, aber die Vorschrift der Deckung des ausgegebenen Papiergeldes durch Goldvorräte bei der Reichsbank, damals 30%, war schon am 4. August 1914, gleich nach der Mobilmachung, aufgehoben worden, so daß, je mehr Geldscheine gedruckt wurden, um so weniger von dem Gold bei der Reichsbank auf eine Papiermark entfiel, obwohl die Goldstücke aus dem Verkehr gezogen und viel Gold aus Schmutz freiwillig abgeliefert wurde. Das ist eine der Hauptursachen der Inflation; und schließlich hatte in-



Aus dem Wirrwarr der Inflation und des vielen Papiergeldes hat uns die Rentenbank mit der Rentenmark gerettet.

jezigte Reichsmark. Und ihren Namen hat sie davon, daß sie auf den regelmäßigen Zahlungen oder der Rente beruhte, die aus der hypothekarischen Belastung der ganzen Wirtschaft, namentlich des Grundes und Bodens, floß.“

„Man lebte ordentlich auf, als man zum erstenmal eine Rentenmark in die Hand bekam,“ sagte der Bachhuber, voll lebhafter Erinnerung, „und merkwürdig, es war doch auch nur ein Stück Papier, ein Zettel, aber sein Wert zerging nicht so wie vorher bei den Reichskassenscheinen.“

„Wahrhaftig, ich hab' es damals immer fast wie ein Wunder angesehen, daß wir auf einmal wieder festes Geld hatten,“ stimmte auch der Maurerpolier zu.

„Das Wunder hatte sehr tatsächliche Gründe, die ich Euch auseinandersetzen möchte,“ sagte der Hintende mit gewinnendem Ton, „der Form nach hatten wir ja seit Kriegsausbruch noch Goldwäh-

sondern auch um die Art und Weise der Kreditbewilligung. Kredit ist Leihkapital, die ausgepumpte deutsche Wirtschaft hatte ihn dringend nötig. Um durch die bewilligten Kredite die Rentenmark nicht zu gefährden, setzte die Reichsbank hierfür 1 Rentenmark gleich $\frac{10}{40}$ Dollar und hat damit mit einem Schlage dem Streben nach Wertverminderung der Rentenmark ein Ende gemacht. Nun konnte niemand mehr darauf spekulieren, dem Namen nach gleich viel, dem Werte nach viel weniger zurückzahlen, als er erhalten hatte. Denn der Dollar war stabil.“

„Konnte denn die Reichsbank von der Rentenbank so viel Geld zum Ausleihen an die Industrie, den Handel und die Landwirtschaft erhalten, als diese nach der Geldvernichtung durch die Inflation nötig hatten?“ fragte der Barbier, „man las doch immer wieder von der Kreditnot der Produktion!“

folge der Zahlungen ans Ausland in der schlimmsten Zeit die Reichsbank im Oktober 1923 kaum mehr eine halbe Milliarde Gold. Bei der Rentenmark aber haben die verantwortlichen Männer deshalb von vornherein mit der größten Strenge darauf gehalten, daß die Menge der ausgegebenen Scheine die Deckung nicht überschritt, auch wenn etwa das Reich Geld brauchte. Darum hat das Rentengeld seinen Wert behalten, auch wenn es nicht immer leicht war, dies durchzusetzen.“

„Es wäre auch nicht gelungen, wenn sich nicht weiteste Kreise unseres Volkes bereit gefunden hätten, sich einzuschränken, um aus der Geldmisere herauszukommen,“ fügte der Bürgermeister noch hinzu.

„Ganz gewiß, aber es waren auch sonst noch sehr geschickte Bestimmungen getroffen, um der Rentenmark ihren Wert zu erhalten. Es handelte sich dabei nicht nur um die Deckung und Einlösung des baren Geldes,

„Nein, das war eben der einzige Nachteil am Rentengeld, der ihm auch hätte gefährlich werden können,“ erwiderte der Hinkende, „die Rentenbank konnte bei ihrer fest beschränkten, begrenzten Deckung nicht über einen bestimmten Betrag an Leihkapital für die Privatwirtschaft hinausgehen, dies waren 1200 Millionen Mark. Das genügte bei weitem nicht; heute ist unsere Volkswirtschaft sogar um mehr als 12 Milliarden ans Ausland verschuldet, weil in Deutschland nicht genug Geld zu leihen war. Die Rentenmark war eben nur eine Uebergangswährung; der Kreditnot mußte rasch abgeholfen werden, sonst bestand die Gefahr, daß es bei uns ginge, wie 1813 in Dänemark, wo nach einem finanziellen Zusammenbruch eine Rentenwährung, die fast haargenau der uneren gleich war, abermals der Entwertung unterlag, weil man nicht schnell genug zur Goldwährung überging. Darum wurde die Rentenbank im Frühjahr 1924 durch eine besondere Darlehensbank, die Golddiskontbank, ergänzt, an der sich England mit 300 Millionen Mark beteiligte. Aber diese Bank hatte kein langes Leben; als die Rentenmark zur Reichsmark wurde, wurde sie in die Reichsbank übergeführt, die zugleich von der Rentenbank auch die Fürsorge für die Währung übernahm; deshalb deckt die Reichsbank auch die halbe Milliarden Rentenbanksscheine, die bis 1934 noch umlaufen, mit Gold und verwandelt sie allmählich in Reichsbanknoten. Um nun aber das wichtigste nicht zu vergessen: das Gold und die Devisen der Reichsbank stammen aus der deutschen Wirtschaft; je mehr diese davon der Zentralbank liefern kann, desto mehr Geldmittel und Leihkapital kann sie zur Verfügung stellen, ohne Gefahr für die Währung. Darauf kommt es an. Das hat der Reichsbankpräsident selbst gesagt in einer großen Rede in Karlsruhe, die der Hinkende mitangehört hat.“

„Nun erlaubt, eine Frage werde ich nicht los: wenn es bei der Rentenbank doch ohne Golddeckung gegangen ist, warum muß denn dann jetzt wieder Gold da sein, um Geld schaffen zu können?“ wandte sich der Maurerpolier an den Hinkenden. Dieser lächelte und antwortete: „Mir scheint, in Eurer Frage stecken eigentlich zwei: was ist Geld und: warum ist Gold das beste Geld? Die Antworten könnt Ihr leicht selbst finden, wenn Ihr Euch zunächst einmal überlegt, was Geld eigentlich ist.“

„Wie kann man so was fragen, Geld ist eben Geld,“ brummte der Bachhuber kopfschüttelnd. „Mit Verlaub, wenn man klar sehen will, muß man eben weiter denken als die Nasenspitze reicht,“ verteidigte sich der Hinkende, „das ist in diesem Fall gar nicht so schwer, denn jeder von Euch

weiß, was für Eigenschaften er vom Geld verlangt, wenn er sich besinnt, was er alles damit machen will. Nur heraus mit der Sprache, was verlangt Ihr vom Geld?“

Der Schneidernaz war am ersten mit einer Antwort bei der Hand: „Ich will preiswert damit



Meine Großmutter hat uns als Buben oft mit ihrer alten Goldwaage gezeigt, wie man die Goldstücke nachwägt.

kaufen können“ — darauf kurz der Hinkende: „Also Kaufkraft, oder da Kauf Tausch von Ware und Geld ist, Tauschwert muß es haben.“

Der Postagent meinte: „Ich will mir aufheben, was ich übrig habe, ohne daß es die Mäuse oder die Motten fressen können“; hierauf wiederum der Hinkende; „darum muß es dauerhaft sein, unveränderlich und seinen inneren Wert behalten.“

Und zögernd sagte schließlich auch der Bürgermeister: „Wenn ich verreise, ist mir's lieb, wenn auch eine größere Summe klein beisammen und dadurch bequem mitzunehmen und zu überzählen ist.“ „Ihr meint damit, das Geld muß eine gewisse Kostbarkeit und dadurch Handlichkeit besitzen. Es läßt sich noch viel mehr von ihm sagen; wenn wir nur das wichtigste zusammenfassen, so ist es ein Mittel zum Tauschen und Zahlen, zum Sparen und Leihen, kurz, ein Wertmesser für alle Güter. Alle diese Eigenschaften verkörpert das Gold: es ist unverwüßlich, leicht teilbar — früher, als noch nicht durch das Prägen feingehalt und Gewicht gewissermaßen vom Staat garantiert war, hat man sich größere und kleinere Stücke von Goldbaren einfach zugewogen“ —

„Vor 60, 70 Jahren mußte man auch die geprägten Goldstücke noch nachwägen, um sicherzu-

gehen; meine Großmutter hat mir als Buben oft davon erzählt und mir mit ihrer alten Goldwage gezeigt, wie man das machte," erinnerte sich der Postagent.

„Das kommt daher, daß das Goldgeld damals nur für den Handel hergestellt und nicht nach festem Kurs geprägt war. Doch um fortzufahren, wo ich stehen blieb: schließlich haben Goldmünzen auch einen unmittelbaren Gebrauchswert; denkt nur daran, welch kostbare Schmucksachen und Geräte man daraus machen kann. Es kann also der Wert eines Goldstückes nie unter diesen Gebrauchswert sinken.“

„Da muß man sich nur wundern, daß es überhaupt anderes Geld gibt, das diese Eigenschaften nicht hat, z. B. das Papiergeld," bemerkte der Bachhuber fast spöttisch.

Der Hinkende ließ den Ton unbeachtet und sagte darauf: „Papiergeld hat die Eigenschaften des Geldes nur symbolisch, entweder als Ersatz und

Gutscheine auf allerhand wirtschaftliche Güter. Aber an den Grenzen dieses Volkes und Staates hörte die Geltung seines Geldes auf; der Zahlungsverkehr zwischen zwei Völkern vollzieht sich überall durch Ausgleich der Schuldigkeiten in Gold: wenn z. B. der Schneidernaz aus England Kleiderstoffe bezieht, muß er sie in Gold bezahlen, und wenn durch ihn der Bachhuber seine schönen Äpfel in ganzen Wagenladungen einer Sorte, wie er es hoffentlich tun kann, und der Löwenwirt seine guten Flaschenweine an den englischen Stoffabrikanten verkaufen, so wollen sie Gold dafür sehen. Schließlich könnte man da mit Recht sagen, die Waren seien eigentlich nur getauscht, die Stoffe gegen die Äpfel und den Wein. Wenn diese aber zusammen wertvoller sind als die Kleiderstoffe, dann muß Euch der englische Käufer eben doch den Unterschied wenigstens zuleht in Gold bezahlen, oder Ihr, Schneidernaz, umkehrt dem Engländer, wenn seine Sachen wert-



Der Reichstag warf den Taler als gesetzliches Zahlungsmittel hinaus und ließ ihn als Dreimarkstück wieder herein.

Anweisung für Metallgeld, wie jetzt die Reichsbanknoten, oder auf Befehl des Staates, wie die Scheine der Inflationszeit, ohne Golddeckung. Papiergeld dieser Art würde in einem für sich abgeschlossenen Volke schon genügen; man würde eine Meßzahl, einen Index, zugrunde legen, wie manche Volkswirtschaftslehrer wollen, die Gelscheine wären dann eigentlich nur noch eine Art

der Ausbeutung ergiebiger Fundstätten gegenüber dem Gold ständig sank. Darum haben sich auch Gold und Silber in einer Währung zusammen nicht vertragen; die Taler zum Beispiel, die neben dem Gold bei uns in Deutschland von 1873 bis 1900 gesetzliches Zahlungsmittel in jeder Höhe waren, wurden immer wertloser, weil das Silber immer billiger wurde; wenn man ha-

voller sind als Obst und Getränk. Wäre nun der Wertmaßstab hier und dort nicht derselbe, so träten leicht Schwierigkeiten und Verluste ein. Darum ist das Gold seiner Eigenschaften wegen zur Wertbestimmung und als Grundlage des Geldes nicht zu entbehren, wenn es auch, wie es bei uns gegenwärtig noch notwendig ist, im inneren Verkehr durch goldgedecktes Papiergeld ersetzt werden kann. Tatsächlich haben auch die meisten Völker deshalb Goldwährung, England sogar schon seit 1816, Deutschland seit 1873.

„Was für eine Währungsgrundlage hatte man denn bei uns vorher?“ erkundigte sich der Barbier, der allzeit lebhaften Geistes den Worten des Hinkenden gefolgt war. Dieser gab zur Antwort: „Die deutschen Länder hatten (mit Ausnahme von Bremen) vor 1871 reine Silberwährung, ebenso übrigens auch die Vereinigten Staaten vor 1893. Aber sie hat sich nicht bewährt, weil der Preis des Silbers infolge der Ausbeutung ergiebiger Fundstätten gegenüber dem Gold ständig sank. Darum haben sich auch Gold und Silber in einer Währung zusammen nicht vertragen; die Taler zum Beispiel, die neben dem Gold bei uns in Deutschland von 1873 bis 1900 gesetzliches Zahlungsmittel in jeder Höhe waren, wurden immer wertloser, weil das Silber immer billiger wurde; wenn man ha-

mals 20 Taler in 3 Zwanzigmarkstücke umwechselte, machte man ein gutes Geschäft. Eine solche Goldwährung mit einem silbernen Stelzfuß nennt man hinkend. Schließlich warf der Reichstag den Taler als gesetzliches Zahlungsmittel hinaus und ließ ihn als Dreimarkstück wieder herein, das wie unser Metallgeld heute natürlich auch nicht vollwertig, sondern nur dauerhafter Ersatz für Papierseine war.“

Die Witzbegierde des Barbiers war indes noch nicht gestillt: „Wenn nun alle großen Kulturnationen ihr Geld auf Goldgrundlage zum Teil gestellt haben und zum Teil wieder stellen wollen, ist denn dafür genug von diesem Edelmetall da?“

„Manche Länder haben sogar zu viel davon, z. B. die Vereinigten Staaten von Amerika, die sich Mühe geben müssen, das in ihren Gewölben zinslos liegende Gold nutzbringend anzulegen und darum die Länder mit entwerteten Währungen beim Uebergang zur Goldwährung unterstützen. In Europa dagegen fehlt's; man hat den Fehlbetrag auf 18 Milliarden Reichsmark berechnet.“

Der Schneidernaz war nun auch noch zu einer Frage angeregt: „Es wird doch immerzu Gold gegraben und gewaschen in vielen Gegenden der Erde, wieviel ist denn das jährlich? Das kommt doch zu den Vorräten hinzu!“

Für den Hinkenden antwortete diesmal der Lehrer: „Von Gold wird jährlich eine halbe Million Kilogramm, von Silber zehnmal mehr gefördert. Aber, Hinkender“ — damit wandte er sich diesem zu — „da müßte ja auch der Wert des Goldes allmählich sinken.“

„Das ist auch geschehen, nur in geringerem Grade und viel, viel langsamer als beim Silber; um wieviel, ist sehr schwer zu entscheiden, denn Ihr müßt bedenken, daß der vermehrte Goldproduktion eine vermehrte Nachfrage gegenübersteht und der Bedarf zu allerhand industriellen und medizinischen Zwecken sehr groß ist; auch die Reichsbank gibt zu solcher Verwendung Gold ab. Denn es ist im Grunde auch nur eine, wenn auch wertvolle Ware, deren Preis durch Angebot und Nachfrage sich regelt,“ gab der Hinkende dem Frager zu bedenken. Er wollte schon aufbrechen, als ihm die Löwenwirtin vom Schenkisch her zurief: „Nun habe ich noch eine Frage zum Schluß! Wie wär' denn das mit unserem Geld, wenn man Gold machen könnte?“

Ehe der Hinkende antworten konnte, hatte der Bachshuber zurückgerufen: „Natürlich, das würde Euch und Eurem Manne so passen, wenn das jeder lernen könnte, das kann ich mir denken!“

Da alle seine Art kannten, lachten sie und nahmen ihm seine Rede nicht übel, sondern merkten auf des Hinkenden Antwort: „Die Physikprofessoren sagen, sie könnten's in Gedanken, aber noch nicht mit den Apparaten, und wenn es soweit ist, daß man's wirklich kann, wird sich voraussichtlich sicher nicht viel ändern; denn das künstliche

Gold, das kann man jetzt schon sagen, wird so teuer herzustellen sein und zu seiner Herstellung soviel Maschinenkräfte brauchen, daß das in der Erde gefundene nicht entwertet wird. Also darum weder Furcht noch Hoffnung! Vorerst jedenfalls gibt's nur einen Weg für jedermann, Gold und Goldwerte zu erwerben, nämlich durch fleißige Arbeit. Denn noch immer ist jede ehrliche Arbeit ihres Lohnes wert.“

Der Einbüter.

Von Marie Schloß-Königsfeld.

Der „Hinkende“ hat in seinem 28er Kalender ein lustiges Geschichtle gebracht: „Wie Hahnensdorf beinahe ein Luftkurort geworden wäre.“ Er nennt es eine Geschichte aus vergangenen Tagen. Nun, ein paar Jahrzehnte liegt die Begebenheit auch schon zurück, die ich jetzt aus einer kleinen Sommerfrische berichten will:

Etwas abseits vom Dorf, wo sich, gegenüber von Kirche und Pfarrhaus, der „Goldene Löwen“ recht stattlich ausnahm, stand, oder vielmehr es steht noch, das Landhaus eines bekannten Schriftstellers, der dort zwischen Bergen und Wäldern Ruhe und Sammlung suchte und fand. Es stand da, als sei es mit den hochragenden Tannen aus dem Boden herausgewachsen, so selbstverständlich fügte es sich dem Landschaftsbilde ein. Anfänglich hatte man den noch jungen, stattlichen Mann öfters zum Dämmerstopp am Stammtisch des „Goldenen Löwen“ sehen können; seitdem aber die Tische für die Sommerfrischler in der alten Wirtsstube immer mehr Platz einnahmen, zog er es vor, nur draußen in der freien Natur, oder auch wohl einmal durch einen kurzen Besuch bei Pfarrer und Lehrer, und noch lieber bei dem alten Vogtsbauer Zwiepsprache zu halten. So galt er bei den Stadtleuten als ein halber Sonderling. Man ärgerte sich, so gar nicht an ihn herankommen zu können; aber die Neugierde wurde dadurch nicht kleiner. Die Jahre schwanden; die Lodenmähne auf dem Dichterhaupte hatte sich schon bedenklich gelichtet, Pfarrer und Lehrer seiner ersten Zeit waren längst verseht; und der alte Vogtsbauer saß schon recht altersschwach und zitterig im Leibdinghaus, aber die Fleischtöpfe des „Goldenen Löwen“ erwiesen nicht nur die alte, sondern eher vermehrte Anziehungskraft. Auch die Anziehungskraft des nach wie vor unnahbaren Sonderlings hatte nicht abgenommen.

Das schmucke Dorf lag abseits der Eisenbahn; wer sich nicht vom Bernerwäglele des Löwenwirts abholen oder fortfahren lassen wollte, der mußte sich der großen gelben Postkutsche anvertrauen. Daher wußte es meist das ganze Dorf, die Sommergäste erst recht, wenn eines auf Reisen ging.

So wußte man auch, daß des Dichters alte Katharine, die streng und gewaltig in dem Landhaus und über seinen Besitz herrschte, den sie von klein auf behütet hatte, krank war und im Spital der Kreisstadt lag. Man hatte ihn auch früh morgens in die Postkutsche steigen sehen, als die am „Goldenen Löwen“ hielt: Die Ankunft und Abfahrt der Postkutsche morgens und abends bildete das Haupterlebnis des stillen Ortes; ihr mußte man, wenn auch frühmorgens nur mangelhaft bekleidet, vom Fenster aus beiwohnen. Abends nahm man dann das Kreisblättchen in Empfang, aus dem man zwar nicht immer das Allerneueste, aber immerhin doch noch das für hier Neueste erfahren konnte. Daß man 14 Tage nach seinem Ableben lesen konnte, daß der Marschall Leboeuf im Sterben läge, gab einem Gaste die erwünschte Gelegenheit, seine Feldzugserinnerungen von 1870 aufzuzrischen und an den Mann zu bringen. Das war schon interessant; aufregender war aber doch die Nachricht, daß sich in letzter Zeit ein Hochstapler und Einbrecher im Lande herumtreibe, der schon viele hineingelegt und noch mehr aus leerstehenden Häusern und, sogar auch aus gutbesuchten Gasthäusern, mitgenommen habe. Wie gut, daß man sich im „Goldenen Löwen“ in- und auswendig kannte; man war schon wochenlang zusammen, und viele Gäste kannten sich auch schon von früheren Sommern her. Immerhin: der Gesprächsstoff über dies Thema ging nicht so bald aus, und man hielt die junge Juristenfrau doch für reichlich leichtfertig, die der Geschichte auch eine humoristische Seite abgewann. Man merkte doch, daß ihr Mann nicht Richter, sondern Rechtsanwalt war, der jeden Spitzbuben verteidigte! Man beschloß, in Zukunft etwas zurückhaltender zu werden.

Ein paar Tage nach diesem aufregenden Gespräch, es mochte ungefähr drei Tage nach der Abreise des Schriftstellers sein, kam einer der Gäste an dem Landhause vorbei, das mit seinen geschlossenen Fensterläden wie schlafend dalag. Aber, was war denn das? Im Giebel stand ein Fenster weit offen und heraus klangen Geigentöne. Am Gartenzaun aber stand der halbwüchsige Junge des Schullehrers und horchte mit verzücktem Gesicht auf diese Melodien. Der Sommerfrischler schüttelte ihn ordentlich: „Was stehst du da und horchst und gaffst, wenn im leeren Haus ein Einbrecher ist! Stehst du schon lange da?“ Der Junge fuhr aus seinen Träumen auf. „Seit vorgestern spielt er jeden Abend, so schön, so wunderschön!“ Das „Einbrecher“ war ihm gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Der Gast wurde ordentlich wild: „Da hört doch alles auf, du Idiot! Drei Abende läufst du hier herum und zeigst nicht an, was da vorgeht. Jetzt marsch mit mir ins Dorf zum Bürgermeister und erzählst, du Schafskopf, du! Wenn dein Vater lauter solche Esel, wie den eigenen Sohn, in seiner

Schule hat, dann kann es gut werden! Wohl oder übel mußte sich der, an dem sich die Zoologie des Stärkeren noch weiter austobte, dem Recht dieses Stärkeren fügen und sich mitschleppen lassen. Im Wirtsgärtle des „Löwen“ saßen die anderen Sommerfrischler, denen der Eifrige, halb atemlos, die fürchterliche Geschichte zurief. Freilich, die Frau Rechtsanwältin mußte es wieder besser wissen; die meinte, es könne doch ein Gast sein; ein Einbrecher würde sich doch hüten, sich durch Musizieren bemerklich zu machen! Ein Gast, lächerlich, wo der Dichter verreist und die Katharine im Spital sei; rein lächerlich!

Vor dem Bürgermeister und dem inzwischen auch dazugekommenen Lehrer, konnte der Junge nur wenig berichten. Er sagte nur wieder mit ausleuchtenden Augen: „So wunderschön muß man spielen können,“ worin eigentlich eine Kritik der väterlichen Leistungen enthalten war. Der alte Bürgermeister fragte sich hinter dem Ohr; die Geschichte war ihm reichlich unangenehm. An den Einbrecher glaubte er auch nur so halb und halb; aber, wer sollte denn in dem Haus sein, wenn sein Besitzer auf Reisen war? Und von dem Einbrecher, der noch immer nicht in Nummer Sicher sitzen sollte, hatte er doch auch Mores. Also wurde der Postzeiler gerufen; das war auch schon ein alter Knabe, dem sein Beruf als Hüter des Gehezes genügend Zeit ließ, seinem Schneidewerkzeug nachzugehen. Man hielt es im Ort durchaus mit dem: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“ Der fragte sich erst recht hinter dem Ohr und meinte dann fürsorglich: „Ich schätz, er wird die Haustür von innen geschlossen haben, und wenn wir Lärm mit dem Aufbrechen machen, entschlüpft er uns durch ein Hinterfenster. Ich ruf den Schlosserfranz. Der ist auch ein starker Mann und kann helfen, wenn sich der Einbrecher wehren will!“

Dem Lehrersbub wurde wind und weh: Etnen fangen und einsperren wollen, der so wunderschön die Geige spielt! Am liebsten wäre er hingerrannt, ihn zu warnen, aber ein väterliches Nachtgebot hieß ihn daheim bleiben. Dafür schloß sich fast der ganze Schwarm der Sommergäste an; auch die Zweiflerin fehlte nicht. Die Bauern waren zum Teil noch auf dem Feld, und die Frauen daheim hatten im Stall mit dem Melken zu tun.

Richtig: Das Haus war geschlossen, aber von oben drangen noch immer die Geigentöne aus der dunklen Stube. Der Schullehrer pflichtete seinem musikhungrigen Buben bei: Ja, so müßte man Geige spielen können! Die Geige verstummte auch nicht, als das Gepolter schwerer Bauern- und leichterer Stadtschuhe die Treppe hinauf erklang. Erst als die Zimmertüre unsanft geöffnet wurde, fragte eine Stimme aus dem Dunkeln: „Bist du denn schon zurück, Walter?“

Der Bürgermeister und der Lehrer waren betreten: „Walter“? so hieß doch der Hausherr mit dem Vornamen; also war es wohl ein Besuch. Der eifrige Sommerfrischler aber warnte: „Nichts als eine Finte; damit will er uns verblüffen; natürlich weiß er doch, in welchem Haus er sich einquartiert hat! Ich warne, was soll der neue Oberamtmann sagen, der dieser Tage in die Kreisstadt gekommen ist, wenn er hört, daß Sie den gefährlichen Hochstapler und Einbrecher laufen lassen!“

Inzwischen hatte der, während der Polizeier sich noch vergeblich bemühte, ein Streichholz an seinem ledernen Hosensboden anzustreichen, vermittels eines Schwefelholzes die Petroleumlampe angezündet. Sie sahen einen älteren, eigentlich durchaus ungefährlich ausschauenden Herrn vor sich, so daß der Bürgermeister nochmals schwankend wurde. „Also, wen suchen Sie eigentlich hier, und wie kamen Sie denn herein? Es dürfte Ihnen wohl bekannt sein, daß der Herr Doktor verreist ist.“ Wieder mischte sich der Sommergast ein: „Eher können wir Sie fragen, wie Sie hier hereinkommen!“

Der sah sich den kleinen schmächtigen Städter von oben bis unten an, wobei er selbst auf einmal durchaus keinen so harmlosen Eindruck mehr machte. „Wer ist denn eigentlich hier der Bürgermeister? Sie,“ zu dem bisherigen Wortführer gewendet, „sind doch wohl ein Sommerfrischler.“ Der Bürgermeister erklärte nun kurz und sachlich, denn wenn er einmal amtlich auftrat, stellte er durchaus seinen Mann, in welchem

Verdacht der Eindringling stehe, und daß er ihn verhaften müsse. Dem zuckte es verdächtig um die Mundwinkel; dann sagte er, daß er die Wachsamkeit der Ortsobrigkeit um so mehr zu schätzen wisse, da er der neue Oberamtmann sei, der morgen sein Amt anretten werde. Sein Freund habe ihm die Schlüssel seines Landhauses anvertraut und ihn gebeten, da er sich noch ohne Familie und Möbel in der zwei Wegstunden entfernten Stadt aufhalte, doch gelegentlich einmal nach dem Rechten zu übernachten. „Er hat nämlich auch befürchtet, daß sich der gefuchte Hochstapler da einnisten werde. Er weiß, daß ich ein guter Fußgänger bin, und daß mir die paar Stunden durch die schöne Gegend eine rechte Erholung sind. Sie werden mich selten mit dem Wagen, weit mehr auf Schusters Rappen hierherkommen sehen, wenn ich dienstlich da zu tun habe.“ „Leere Ausreden!“ hezte der Gast von neuem, aber halbblaut beim Bürgermeister. Dieser fragte kurz: „Haben Sie denn irgendeinen Ausweis bei sich?“ Der suchte in seinen Taschen, wenigstens nach einem Brief mit seiner Anschrift. Nichts dergleichen; das lag alles im Städtle in seinem Gasthaus.

„Ja, meine Herren,“ sagte er kopfschüttelnd, „da bleibt freilich nichts übrig, als an die ‚Drei Ritter‘ zu telephonieren; das Bezirksamt ist ja schon geschlossen.“ „Telephonieren,“ murrte der schneidende Polizeier; „mit so moderne Geschichte gebe mir uns hier nit ab.“ „Das weiß er doch,“ hezte der Gast.

Nach einigem Hin und Her bewegte sich der



Da nahm er seine Geisteskräfte zusammen zu einem: „Schön guten Abend, Herr Oberamtmann!“

Zug zum Spritzenhäusle, das in den letzten 15 Jahren keinen Gast mehr als Nummer Sicher verwahrt hatte. Der Einbrecher hatte sich in sein Los ergeben, nur noch gebeten, ihn die Woline seines Freundes wieder verwahren zu lassen, das Licht zu löschen und das Haus zu schließen, worauf er ruhig dem Bürgermeister den Schlüssel überließerte. Ehe sich die Türe des Spritzenhäuschens hinter ihm schloß, bemerkte er noch: „Die Post ist, scheint's, noch nicht da; kommen Sie doch mit dem Postillon; der kann mich gewiß ausweisen.“ Dem Bürgermeister wurde bei den Worten wieder recht ungemütlich, aber: „Wer A gesagt hat, muß auch B sagen,“ und so verließ er die Türe.

Der Gefangene zündete sich in Gemütsruhe, was eigentlich im Gefängnis unzulässig, eine Zigarre an. Etwas wollte er doch auch haben, während sich die anderen zu einem späten Abendbrot niederließen. Im „Goldenen Löwen“ gingen dabei die Wogen wieder recht hoch, weil die junge Frau einen „Reinfall“ prophezeigte, wie noch selten einer erlebt worden sei! Inzwischen kam auch mit einer längeren Verspätung die Postkutsche an, noch weit begieriger als sonst von allen erwartet.

Michel, der Postillon, wurde fast von seinem Bod heruntergezerrt und wurde von all dem Durcheinander ganz wirr im Kopf. Endlich verstand er so einigermaßen, um was es sich handle, und besann sich angesichts seiner Wichtigkeit als Zeuge auf eine militärische Haltung als früherer Kavallerist.

Die Türe des Spritzenhäuschens blieb geöffnet; offenbar hielt man den Einbrecher mindestens für keinen Ausbrecher. Der Postillon stand mit allen Anzeichen eines fassunglosen Erstaunens. Zwar hatte ihm aus dem Stimmengewirr auch so etwas wie „neuer Oberamtmann“ entgegengetönt; aber da werde einer klug daraus, wenn alles so durcheinander schreit! Der Gefangene blickte erheitert auf den Fassunglosen. Da nahm er seine Geisteskräfte zusammen zu einem: „Schön guten Abend, Herr Oberamtmann!“

Der bot dem ganz klein gewordenen Bürgermeister die Hand und dem Postzeier sogar eine Zigarre; über den Sommerfrischler aber sah er hinweg, als ob er Luft wäre.

Beim Hinausgehen hörte er eine lachende Frauenstimme sagen: „Ich schlage vor, am Spritzenhäuschen die Inschrift anzubringen: Hier hätte beinahe der Herr Oberamtmann von Wolter vom 17./18. August 1893 übernachtet!“

Die Ochsen.

Von F. Schröngamer-Heimdal,
Passau-Haidenhof.

Der Kremhöller hat ein Paar überzählige Mastochsen im Stall, die schon längst hätten weggehen sollen. Aber was will man machen, wenn gar keine Handelschaft geht? Um halben Preis die Ochsen herschenken mag der Kremhöller auch nicht, denn er braucht das Geld so bitternotwendig für die Dienstboten, die Versicherungstassen und vor allem für das Finanzamt, das einen Mahnzettel nach dem andern daherschießt und mit Zwangsbetreibung droht, wenn der Säumige nicht binnen acht Tagen seine Schuldigkeit bezahlt.

„Was treib ich denn nur grad' mit den Ochsen?“ jammert der Kremhöller der Kremhöllerin vor. Und als echter Germane fragt er sein Weib nach Vätersitte um fraulichen Rat: „Geh weiter, Alte, und sag mir, was ich mit dem Viehzeug da anfangen soll? Den ganzen Heustock fressen sie mir zusammen, die zwei Ochsenackel, und der Schaden wird jeden Tag größer . . .“

Die Kremhöllerin sitzt wie eine Seherin der Vorzeit auf ihrem Küchenschemel und schält Erdäpfel. Aus der Dampfwolke, die vom siedig heißen Hasen zu ihr aufsteigt wie zu einer Pythia, orakelt ihre Stimme den klaren, fortschrittlich eingestellten Spruch: „Sek' sie in die Zeitung!“

„Ben in die Zeitung?“

„Die Ochsen natürlich, du Kaspar!“

„Was taten denn meine Ochsen in der Zeitung?“ Aber schon geht dem Kremhöller ein Licht auf wie ein Scheinwerfer. „Aha! Jetzt hab' ich dich! Gest, du meinst hinten auf der letzten Seite, wo die Versteigerungen stehen?“

Die Kremhöllerin nickt als Pythia bejahend aus ihrer Dampfwolke.

Und der Kremhöller setzt seine Sorgenochsen in die Zeitung:

Zwei prachtvolle Mastochsen namens Scheckl und Mucl stehen zum Verkauf bei Kaspar Kremhöller, Hofbauer in Niedersumpering.

Von vielen gehnt, von den wenigsten mit Bestimmtheit gewußt, waltet in jeder Landgemeinde ein sogenannter „Steuerpizel“, Treuhänder und Vertrauensmann des Finanzamts. Wenn die Bäuerin ein Ei und der Bauer einen Ochsen verkaufen will, von dem das Finanzamt nichts wissen soll wegen der Steuer, die man bei diesen schlechten Zeiten einsparen will, so stellt sich regelmäßig die merkwürdige Tatsache heraus, daß es das Finanzamt doch weiß, und dann heißt es blechen und wieder blechen, wenn man nicht wegen verjuchter oder schon vollendeter Steuerhinterziehung eingelockt werden will.

Dieses Wissen hat das Finanzamt natürlich nicht von sich selbst aus, sondern eben durch seine Steuerpizel, die ihre Nasen, Augen und Ohren überall haben, wo es niemand vermutet, und durch diese Steuerpizel wird das Finanzamt nicht bloß allmächtig, sondern auch allwissend.

Auch in Niedersumpering sitzt solch ein Steuerpizel, von niemand gehnt, geschweige denn gewußt.

Und wie denn eines Tages die Ochsen des Kremhöller im Wochenblättlein stehen, schneidet der Steuerpizel die Anzeige heraus und schießt sie an das Finanzamt.

Dort wird sie fürsorglich dem Akt Kremhöller beigelegt, bis diese Ochsen Geschichte einmal spruchreif würde.

Derweilen wartet in Niedersumpering der Kremhöller die längste Zeit auf einen Käufer für seine Mastochsen, aber es kommt keiner.

Der Scheckl und der Mucl machen keine Miene, ihren angestammten Platz im warmen Stalle zu verlassen, und das Loch im Heustock wird allweil größer.

Vorwurfsvoll, schier verzweifelt, steht der Kremhöller vor der Kremhöllerin: „So, jetzt sind die Ochsen in der Zeitung auch gestanden . . .“

„Nur nicht auslassen,“ sagt die Kremhöllerin. „Insrieren bringt Gewinn. Tu sie noch einmal in die Zeitung, aber wirksamer muß die Anzeig' abgefaßt sein. Sek' dich hin und schreib! Ich diktiert dir's in die Feder.“

Die Kremhöllerin diktirt und der Kremhöller schreibt:

Zwei ganz erstklassige, vollkommen ausgefütterte, prima vollfleischige Mastochsen hat dringend abzugeben

hochachtungsvoll!

Kaspar Kremhöller, Hofbauer in Niederjumpering.

„Respekt!“ sagt der Kremhöller. „Das hast los, Alte, das Diktieren . . . Wenn diesmal kein Händler kommt, nachher weiß ich nicht . . .“

Der Steuerpißel in Niederjumpering macht Mordsaugen hin auf die neue Anzeige des Kremhöller im Wochenblättlein. „Schon wieder ein Paar Mastochsen. Und gleich ganz erstklassige! Da sieht man eigentlich erst, was der Kerl für einen Viehstand hat. Na ja, die Herren am Amt werden dir das Nötige schon besorgen, du wehleidiger Bauernfünfer . . .“

Schneidet die Anzeige aus und schickt sie wieder an das Finanzamt.

Dort wandert sie in den Akt Kremhöller und wartet, bis die Zeit reif wird . . .

Diesmal, hat der Kremhöller gehofft, wird sicher ein Ochsenhändler kommen mit praller Brieftasche und die prima vollfleischigen Viecher auf den ersten Anstich kaufen.

Bergeblich schaut sich der Kremhöller die Augen aus. Es ist rein wie verhegt! Ein solches Kreuz wie mit dem Scheckl und dem Muell hat er noch nie gehabt mit Mastochsen. Und das Loch im Heustock wird immer tiefer und breiter.

„Diesmal hast du diktirt!“ sagt er voll Bitterkeit zu seiner Alten.

„Aller guten Dinge sind drei. Ich diktier noch einmal! Setz dich hin und schreib!“ Und der Kremhöller schreibt:

Zwei hochprima Mastochsen stehen wegen Platzmangel zum Verkauf. Nie wiederkehrende Gelegenheit für Metzger und Händler. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

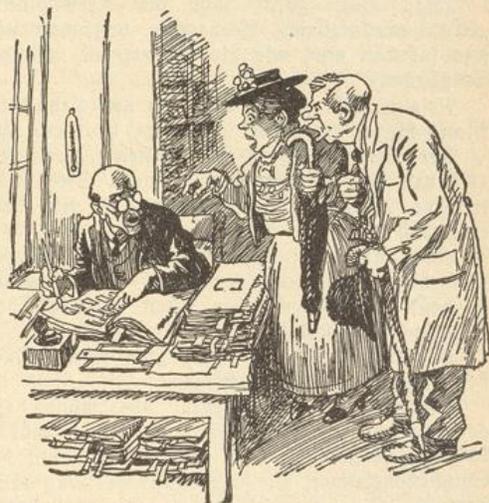
Hochachtungsvollst ergebener

Kaspar Kremhöller, Hofbauer in Niederjumpering.

„Schon wieder ein paar Mastochsen!“ schreit der Steuerpißel von Niederjumpering und haut mit der Faust auf den Tisch, daß die Platte ächzt. „Innerhalb fünf Wochen verkauft jetzt dieser Lump schon das dritte Paar Mastochsen und noch dazu spottbillig, ein Beweis, daß er das Geld daheim scheffelweise haben muß. Und in den Wirtschaftshäusern jammert er über die schlechten Zeiten und die hohen Steuern. Wegen Platzmangel schreibt er diese Ochsen aus! Da sieht man's doch deutlich, daß er den Stall vollgestopft voll Vieh hat. Aber wart, Lump, dir helf ich schon, daß du jetzt Platz kriegst im Stall für deine Viecher. Diesmal gehe ich selber aufs Amt, und zwar sofort.“

Im Akte des Kremhöller von Niederjumpering finden sich die drei Anzeigen über den Verkauf von je ein Paar Mastochsen, oder auf deutsch sechs Stück zusammen, innerhalb fünf Wochen, ohne daß sie der Verkäufer steuermäßig gemeldet hätte.

Das Amt wartet noch eine Weile, ob es der Steuerrevolver nicht doch vorziehe, seiner Pflicht



„Ich bin keine gute Frau, das hab' ich Ihnen schon gesagt, und heut schon gar nicht.“

dem Amte und Staate gegenüber nachzukommen.

Da diese Frist ungenützt verstreicht, erhält der Kremhöller eines Tages eine dringende Vorladung vor das Finanzamt. Unentschuldigtes Ausbleiben ist mit Strafe bedroht.

„Da gehst gleich!“ sagt die Kremhöllerin bedeutungsvoll. „Und ich geh mit!“

Und die Kremhöllerischen Ehegatten gehen in seltener Eintracht zusammen in die Stadt auf das hohe, gefürchtete Finanzamt.

Der Kremhöller stößt den Stecken ins Gestein, daß das Feuer fliegt.

Die Kremhöllerin stapft neben dem Bauern her — wutgeladen wie eine Walküre.

„Was werden sie denn heut wieder wollen?“ sagt der Kremhöller ein übers andere Mal.

„Wenn doch der Teufel alle Aemter holet!“

„Grad uns geschundene Bauernleut schikanieren sie!“ weitert die Kremhöllerin. „Aber heut helf ich ihnen auf die Füße! Heut red ich einmal mit den Herrn! Und das weißt, Kremhöller, wenn ich einmal red, nachher gibst's aus. Denn ich red deutsch!“

„Ja, das weiß ich, Bäuerin! Wenn du einmal deutsch redest . . .“, seufzt der Kremhöller. Er kennt das deutsche Reden seiner Eheholden aus fünfundzwanzigjähriger Erfahrung.

u Kaiser
Ochsen in
dem Kremhö
erter. „W
einigt hinter
eigerungen
als Späth
t keine Sog
ochsen names
Verlauf bei
Niederjum
den weing
et in jeder
Steuerpißel
n des Finanz
und der Bau
dem das Finanz
Steuer, die
paren mit
rdige Leich
doch weiß
bleiben, w
schon red
it werden
Finanzamt
ern eben
Augen und
und vermer
ed das Finanz
auch allm
sigt sich
geht, g
es die Och
in Stecken
heraus
im Akt Krem
geschichte

Das Finanzamt ist ein weitläufiges Gebäude mit zahllosen Zimmern, und überall stehen Leute davor mit bekümmerten oder zornroten Gesichtern.

Der Kremhöller ist auf Zimmer Nr. 37 geladen, zweiten Stock rechts.

Auf der Zimmertür steht: Vorstand der Fahndungsabteilung.

„Das wär gut,“ sagt die Kremhöllerin. „Sind wir vielleicht Verbrecher, daß man nach uns fahnden muß wie die Gendarmen nach den Spitzbuben?“

Resolut reißt sie die Türe auf und zieht ihren Mann hinter sich drein: „Geh nur, heut red ich!“

Der Beamte schaut von seinen Akten auf: „Können Sie nicht anklopfen, wenn Sie in ein fremdes Zimmer treten? Wer sind Sie denn eigentlich?“

„Wir sind die Hofbauernleut von Niedersumpering, namens Kremhöller. Mein Mann ist heut vorgeladen, aber reden tu heut ich, verstehen Sie mich?“

„Beruhigen Sie sich doch, gute Frau,“ sucht der Beamte zu beschwichtigen.

„Ich bin keine gute Frau, das müssen Sie sich merken. Und jetzt möcht ich wissen, warum daß wir vorgeladen sind, und gar noch auf das Spitzbudenzimmer, wo Fahndungsabteilung drauf steht.“

„Es ist wegen Ihrer Mastochsen. Wir haben den Beweis in der Hand, daß Sie innerhalb fünf Wochen sechs Stück Mastochsen verkauft haben. Hier sind die Beweise: Ihre Inserate im Wochenblatt. Da eine Anmeldung zur Steuer bisher nicht erfolgt ist, haben Sie sich des Verbrechens der Steuerhinterziehung schuldig gemacht und Sie werden in Strafe genommen.“

„Was werden wir?“ wütet die Kremhöllerin und fuchtel mit ihrem Regenschirm herum.

„Was haben wir verkauft?“ ermuntert sich jetzt auch der Kremhöller. „Sechs Ochsen? Nicht einen einzigen! Der halbe Heustock ist schon hin! Und die Ochsen sind noch alleweil da, weil gar kein Handel geht. Dreimal haben wir sie in die Zeitung gesetzt und haben das gute Geld dem schlechten nachgeworfen . . .“

„Sei du stad jetzt,“ vermahnt die Kremhöllerin, „denn heut red ich! Also wegen dieser Malefizochsen sprengt uns das Finanzamt heut in die Stadt herein, als ob wir Bauernleut daheim keine Arbeit hätten, und gleich auf das Fahndungszimmer, als wie die Spitzbuben? Aber das sag ich Ihnen jetzt, Herr Beamter, wissen Sie, weil ich heut deutsch red: den Spitzbuben wenn ich erwisch, der Ihnen die Inserate da hereingeschickt hat, dem hau ich den nassen Puzlumpen so lang um sein Maul, bis ich kein Faßerl mehr in der Hand hab . . .“

„Gute Frau . . .“

„Ich bin keine gute Frau, das hab ich Ihnen

schon gesagt, und heut schon gar nicht. Denn heut red ich! Also: wenn wir wieder einmal Ochsen zum Verkaufen haben, dann bringen wir sie gleich auf das Finanzamt herein und den Heustock auch dazu. Verstehen Sie mich? Bei Euch herinnen geht's auf ein Paar Ochsen nimmer zusammen und den Heustock werdet Ihr auch brauchen können.

„So, Herr, jetzt hab ich geredet. Jetzt gehen wir, Kaspar! Behüt Gott, und nichts für un- gut, wenn ich ein bißerl gar deutsch geredet hab. Die Hauptsach ist, wenn Sie mich verstanden haben, damit Sie wissen, was Sie zu tun haben, wenn wieder einmal Ochsen in der Zeitung stehen. So, Kaspar, jetzt gehen wir und kaufen uns eine Maß beim Sternbräu. Wenn ich deutsch red, krieg ich allemal einen solchen Durst.“

*

Der Beamte lächelt und — lacht dann hell- auf. Er weiß ja, wer hier der schuldige Teil ist, und nimmt sich vor, die sechs Mastochsen mit samt dem Heustock dem Steuerpißel an den Kopf zu werfen, wenn er bei nächster Gelegenheit wieder zu Amt kommt; nur schade, daß er der deutschredenden Kremhöllerin den Gewährsmann in dieser Malefizochsengeschichte nicht verraten darf.

Er würde es ihm von Herzen gönnen, wenn die Kremhöllerin, wie angedroht, mit dem Puzlumpen, deutsch reden könnte — mit einem Gewährsmann, der durch seine Anzeigen das Amt so gründlich hereingelegt hat.





Der Hirt von Kauschbach.

Nach der Wirklichkeit erzählt
von Franz Boas
Wiesbaden.

in rechtes Kreuz, was die
Kauschbacher hatten mit

ihrem Hirt! Mußte wohl am Namen des Dor-
fes liegen: Kauschbach! Kam noch besagter
Hirt sein Lebtag aus dem Kausch nicht heraus.

Dabei waren sonst die Kauschbacher — ob
sie auch ein munteres Volk waren wie nur eines
im Thüringer Wald und an festlichen Tagen
einem frohen Trunk nicht abgeneigt — für ge-
wöhnlich still, sittsam und bescheiden.

Was auch hatten sie für einen Bürgermeister!
Die Ehrbarkeit selber! Da mußte man schon
weit gehen, einen zu finden, der ihm gleich war.

Um so schlimmer nur, daß der Hirt so ganz und
gar aus der guten Kauschbacher Art geschlagen
war! Auch der Hirt soll sein Amt ausfüllen,
wie sich's gehört; hängt doch Wohl und Wehe
des ganzen Dorfes vom lieben Viehzeug ab.

Aber wie gesagt, der Mann konnte den Kausch
nicht los werden. Auf die Dauer ging das ein-
fach nicht; manch schönes Stück Vieh ging seinet-
wegen verloren. Nun konnte die Gemeinde den
Mann freilich seines Amtes entsetzen; wo aber einen
anderen Hirten hernehmen? — Wird ein Posten
als Bürgermeister frei oder auch nur als Rat-
schreiber — gleich meldet sich ein Duzend und
mehr; aber um den Posten als Hirt von Kausch-
bach gab's nimmer einen Wettlauf.

Nun spielte der Zufall auf wunderliche
Weise: ein Mann kam eines Tages durchs Dorf,
schaute aus wie ein reisender Handwerksbursche,

trug ein schmales Zelleisen auf dem Buckel, einen
derben Stock in der Hand. Ob er aber wirk-
lich auch ein Handwerksbursche war? Ob er ein
Schullehrer; geschick genug schaute er drein. Und
daß er so bescheiden daherkam — nun, das
brauchte weiter nicht wunder zu nehmen. Viel-
leicht reiste der durch die Lande, um sich eine
Schule und Schüler zu suchen; denn so ums Jahr
1810 — wo die Geschichte spielt — stand es
jammerschlecht ums ganze liebe Schulwesen: die
vielen Kriege, Krankheiten und Elend hatten
alle Schulhäuser, wo sie wirklich noch standen,
leer gemacht.

Der „Ablerswirt“ war mit dem Manne ins
Gespräch gekommen; doch was der Fremde war
und wollte, das hatte er nicht herausbekommen;
bis ihm auf einmal der Gedanke kam: ob das
am Ende nicht der Mann wäre für den Posten
als Hirt? — Anfangs traute er sich nicht, den
Gedanken verlauten zu lassen; schließlich tupfte
er ihn doch so hin — und was geschah? Der
fremde Mann fand das so übel nicht; und als
ihm der Wirt gar das Häusle zeigte, wo er zu
wohnen hätte — ein schmuckes Anwesen mit Gar-
ten und Feld — da war der Mann Feuer und
Flamme.

Gleich ging's zum Bürgermeister; im Um-
sehen war das Geschäft gemacht; am selben Tage
noch bezog der Mann das Gehöft; der alte Hirt
aber wurde Knall und Fall ins Armenhaus
getan.

So war alles in bester Ordnung, alle Teile
zufrieden.

Ein bescheidener Mann war es, den sie ein-
gestellt; der seines Amtes in aller Aufmerksam-
keit, Stille und Ruhe waltete; nur eine Eigen-
heit hatte er, die anfangs die Dorfleute nicht
wenig verwunderte: wo diese bis jetzt gewohnt
gewesen, daß der Hirt mit einem Horn seine
Herde zusammenrief, geschah das jetzt mit lautem
Singsang — und es ging auch; ganz ausnahms-
weise gut sogar, besser als jemals zuvor; denn
der Mann — ob auch schon etwas bei Jahren
— hatte eine kräftige Stimme. Wie stürzten die
Gänse und Enten, die Hammel und Ziegen, Alt-
und Jungvieh — das edle Borstengetier nicht
zu vergessen — aus allen Gehöften herzu, wenn
er rief und lockte! —

Seine Stimme aber war nicht nur kräftig,
sondern auch schön; und in der Gewalt hatte
er sie, wie er wollte, hoch und tief. Von seinem
Felde draußen hörten ihn die Dorfleute oft für
sich singen; und meist waren es heitere Lieder,
denen sie gerne lauschten; und waren Lieder,
wie sie noch keiner sonst zu hören bekommen —
ganz, als hätte der Mann alle diese Lieder-
weisen selber gefunden.

So lebte er dahin, seines Hirtenloses froh,
zufrieden mit seinem Geschick — ob dieses doch
wahrlich nicht dazu angetan war, auch nur das

bescheidenste Gemüt glücklich zu machen. Er aber war's. —

*

Des Bürgermeisters Tochter heiratete. Der Vater — wie es einem Bürgermeister zustand — wollte ihr eine schöne, große Hochzeit anrichten. Alle Freundinnen waren geladen, aus dem Dorfe wie aus der Nachbarschaft. Mai war es. Vor dem „Alder“, um die alte große Linde herum, waren frisch die Dielen gelegt; hier sollte

auf waren auf dem Wagen Koffer und Felleisen verladen.

Als der Wagen sich der Linde näherte, ließ der Reisende den Kutscher Halt machen. Dieses seltene Schauspiel einer Dorfhochzeit im Thüringer Lande — das wollte er sich ansehen.

Ein noch junger Mann war es. Ein Paar große dunkle Augen schauten ihm aus dem feingeschnittenen, etwas mageren und blassen Gesicht.



Als die Mädchen ihren Reigen anhuben, da beugte er sich vor und lauschte voller Spannung.

getanzt werden. Vorher aber sollte der Braut von den Brautjungfern der Myrtenkranz überreicht werden.

So geschah es. Schon war alles im besten Gange. In ihrer schönen dörflichen Tracht festlich gekleidet, hatten sich die Mädchen zusammengefunden und sich aufgestellt, eben sollte der Singsang anheben — da rollte ein Wagen heran, eine offene Kalesche, worin ein vornehmer Reisender saß. Weit her mußte er wohl kommen, verstaubt waren Wagen und Pferde. Auf dem Bod, beim Kutscher, saß ein Lakai in hellblauem Rock mit goldenen Litzen. Hinten-

Aufmerksam schaute er um sich, sprach freundliche Worte zu den Männern und Frauen, die alsbald seinen Wagen neugierig umringt hatten. Als nun aber die Mädchen ihr Spiel, ihren Reigen und Gesang anhuben, da beugte er sich schon bei den ersten Tönen vor und lauschte voller Spannung. Bald war es so, als entginge seinem Ohr auch nicht ein einziger Ton, nicht eine Note; ja, als schriebe er sich das ganze Lied hinter die schöne, breite, leuchtende Stirn — just wie einer, der es mit Feder und Tinte ins Taschenbuch schriebe.

Mehrere Strophen hatte das Lied, alle von

der gleichen Weise. Zuletzt schlug er mit seiner schmalen weißen Hand den Takt dazu und summtes mit, als sei er gelernter Musiker.

Bergnügt schlug er schließlich, als alles zu Ende gekommen, in die Hände. Sein Gesicht aber war währenddem noch blässer geworden; nur auf jeder der schmalen Wangen brannte ein rotes Flecklein, als ein Zeichen dafür, wie das Lied ihm doch so sehr zu Herzen gegangen war.

Dabei war es eine einfache Weise; aber gerade das mochte wohl sein, was ihm so gefiel. Jetzt gingen die jungen Leute zum Tanz über; der Wagen rollte davon. —

*

Nach Dresden ging die Reise; denn wer war der Reisende?

Karl Maria von Weber.

Aus Mannheim kam er, die alte Heerstraße entlang; über Frankfurt, Fulda und Eisenach. In Mannheim war er Kapellmeister gewesen; jetzt war er nach Dresden berufen an die sächsische Hofoper. Dort spielten und sangen bis jetzt nur Italiener in ihrer Sprache. Nun aber hatten sie ausgespielt mit ihrem Wälsch: Deutsch sollte von jetzt ab alles dort zugehen; und dazu eben war Karl Maria von Weber berufen worden; denn er war damals schon ein berühmter Musiker, Konzertmeister, Lieder- und Operndichter. Wie hatte er seinen Posten allezeit ausgefüllt, und um wieviel berühmter wurde er jetzt! Immer eine neue Oper nach der andern entstand, jede immer schöner als die andere; dabei jede lerndeutsch, echt volkstümlich, daß ganz Deutschland seine Freude daran hatte und allen Geschmack verlor an dem fremdländischen Gesang.

Wer kennt seine Stücke nicht? Wer nicht den Freischütz? Wer nicht das Brautlied daraus: „Wir winden dir den Jungfernkranz?“

Gar sonderbar war's mit dem Liede zugegangen: Er hatte es in die Oper eingeflochten, genau so, wie er es damals vernommen auf der Hochzeit im Thüringer Wald; denn getreu hatte er's im Gedächtnis behalten. Für ein Volkslied nahm er es; und nie hat er, wenn es so laut und viel gelobt wurde, ein Hehl daraus gemacht, wo und wie er es gefunden.

Und doch war alles anders. Er selbst hat es noch erfahren sollen. —

*

Es war ein Ruf an ihn ergangen aus England. Dorthin sollte er kommen; dort wollte man ihn haben, in eigener Person sollte er den Engländern seine Konzertstücke und Opera vorführen. Großer Ruhm und vieles Geld winkten ihm: Aber schon lagen Todesahnungen als düstere Schatten über seinen Tagen. So zögerte er lange, bis er sich doch auf die weite, beschwerliche Reise begab.

Wieder führte der Weg ihn durch das Thüringer Land und wieder genau dieselbe Straße entlang, die er von Mannheim vor Jahren hergekommen war. Wieder ließ er, in Erinnerung an vergangene Zeit, vor dem „Adler“ von Kaushebach seinen Kutscher haltmachen. Nur daß es diesmal nicht helle Maienzeit war, sondern rauher Herbst. Krank, wie er war, fröstelte es ihn.

Noch war es derselbe Wirt von damals, der an den Wagen trat. Gut entsann er sich noch des Fremden, der vor Jahren bei ihm hatte halten lassen, um sich die Hochzeit der Bürgermeisterstochter anzusehen.

Freundliche Worte gingen hin und her, und auch auf das Brautlied kam das Gespräch, das hier einst gesungen worden war.

„Ein schönes Lied war das,“ sagte Karl Maria von Weber. „Was Ihr hier doch für schöne Volkslieder habt!“

„Volkslieder!“ machte der Wirt. „Nein, gnädiger Herr, ein Volkslied war das nicht.“

„Wie? Kein Volkslied! Von wem war es denn sonst?“

„Der Mann, der es gemacht hat,“ erwiderte der Wirt, „war eine Zeitlang bei uns Hirt.“

„Unmöglich!“ rief Karl Maria von Weber aus.

„Es ist aber so, gnädiger Herr,“ beharrte der Wirt. „Das war ja so die Art selbigen Mannes. Nicht nur das eine, nein, viele solcher Lieder hat er gemacht. Mitunter werden sie heute hier herum noch gesungen. Die Kranzseljungfern,“ fuhr er fort, als ihm der Fremde durchaus nicht glauben wollte; „sie hatten ihn damals gebeten, ihnen doch ein schönes Brautlied auszusinnen; nun, so hat er's getan.“

Karl Maria von Weber mochte und konnte das nicht glauben.

Wahrlich, er verstand sich doch auf Lieder. Wie hatte das Lied auf ihn gewirkt! Wie die Brautjungfern es ihm damals vorgesungen: er konnte gar nicht anders, er mußte es für ein Volkslied halten, eine einfache und schlichte und doch ergreifende, herzinnige Weise. Und nun war es ein armer Hirt, der sie erdacht!

Tief ergriffen vernahm es Karl Maria von Weber.

„Lebt der Mann noch? Ist er noch da?“ fragte er den Wirt. „Ich will zu ihm. Den Mann muß ich sehen, sprechen. Helfen will ich ihm.“

Der Wirt schüttelte den Kopf: „Lang hat er hier nicht gehalten. Längst ist er weg; niemand weiß von ihm: wohin?“ —

*

So ist es: niemand weiß von ihm, nicht Stand, nicht Name. Sein Lied aber wird leben auf immer. —

ffter und
nde nächte
i manchen
chkeit im
h ansehn
er es. Ein
um aus dem
und blasse



sprach fremd
Frauen, die
müde waren
el, ihren Kö
e er sich den
ankühte volles
glinge seinen
st eine kleine
Lied hören
— ja! wie
ins Zelt
ed, alle

„Das Begräbnis der Sardine!“

Eine lustige Erzählung aus dem spanischen Volksleben.

Von Erica Grupe-Lörcher (Sevilla).

In Barcelona, der größten Handelsstadt von Spanien, vollführt alltäglich ein Mann unmittelbar am Haupteingang der großen Markthalle, trotz seiner äußerlich unscheinbaren kleinen Holzbude, ein gar wichtiges Amt: er schreibt täglich all den vielen mitteilungsbedürftigen schmutzen Dienstmädchen ihre Liebesbriefe unter Diktat — oder liest ihnen ihre empfangenen Liebesbriefe vor!

Denn — man höre und staune! — es gibt in Spanien nicht Hunderte, sondern Hunderttausende von Frauen und Mädchen, welche weder lesen noch schreiben können, noch die Uhr kennen! In keinem Lande von Europa ist wohl der Analphabetismus noch so groß, wie in Spanien, und es gibt dort Provinzen, wo auf hundert Menschen sechzig weder lesen noch schreiben können, denn die Volksschulverhältnisse liegen greulich im argen. Aber keiner schämt sich deswegen, oder fühlt sich des-

Nun also: die hübsche Trinidad war auch eines der Landmädchen aus der Umgegend, die ihrem Schatz in die Stadt nachgefolgt war, als ihr Pepe bei der Musterung eine niedrige Nummer zog. Denn in Spanien lösen die Militärpflichtigen, und je höher die gezogene Nummer ist, desto kürzer die Dienstzeit im bunten Rod. Morgen hatte sie einen freien Tag, und sie wollte ihren Pepe bestellen, „das Begräbnis der Sardine“ möglichst heiter zu feiern.

Heute am Fastnachtsdienstag populierte man in den vornehmen Kreisen nach Herzenslust, das Volk aber „begrub“ am Aschermittwoch die Sardine. Die Sardine ist in Spanien ein sehr beliebter Fisch. In all den großen Meeren und Gewässern, welche Spanien ringsum in Gestalt des Mitteländischen Meeres, des Atlantischen Ozeans, des Golfes von Biskaya umspülen, fängt man die Sardinen, die mit ihren schlanken, silberglänzenden Leibern auf allen Märkten in großen Tonnen, strahlenförmig geordnet, einen reizenden Anblick bieten. Nun wohl, am Aschermittwoch „begrub“ man noch die Sardine, d. h. man spottete ihrer, unging sie, und hielt sich wader noch einmal an Fleisch und Geflügel. Denn vom folgenden Tage an mußte man ja in

der sechswöchigen Fastenzeit tagtäglich Fisch essen und verspeiste dann die Sardine genugsam sein säuberlich knusperig im Olivenöl schmachthaft gebraten.

Sie hatte sich eben, während sie in der Markthalle einkaufte, ihren Liebesbrief überlegt und für alle das schöne Gemüse, die rotglänzenden Tomaten, das Geflügel, die Tintenfische mit ihren duzenderlei Armen, wenig Interesse heute gehabt. Denn Entscheidendes stand ihr bevor! Und so trat sie jetzt zum gelehrten Schreibersmann und diktirte: „Mein lieber Pepe! (Volkstümliche Abkürzung für Joseph.) Mein Onkel und Vormund hat ein schönes Stück Geld in der Lotterie gewonnen. (In Spanien spielt jeder vierte Mensch in der allmonatlich dreimal stattfindenden Staatslotterie.) Er bot mir an, Dich mit tausend Peseten vom Marokkokrieg freizukaufen. Dann brauchst Du nur Garnisondienst zu tun. Das alles wollen wir morgen beim „Begräbnis der Sardine“ mitfeiern. Sei um zwei Uhr am Ende der Vorortbahn nach Las Planas.

Von dort gehen wir in den Wald nach der Quelle. Bist Du so früh noch nicht frei, so komme nach. Ich werde von der Endstation bis zur Quelle immer wieder eine kleine Sardine fallen lassen, damit Du den Weg findest, den wir gegangen sind. — Es vergißt Dich niemals — Deine Trinidad!“



Trinidad trat zu dem gelehrten Schreibersmann und diktirte.

wegen gar minderwertiger. O nein, auch die spanischen Dienstmädchen sind trotzdem guter Dinge, und es ist ihnen viel wichtiger, hübsch frisiert, auf eleganten Lackschuhen und hohen Absätzen zu Markt zu tänzeln, anstatt „gelehrt“ zu sein, denn wer in Spanien lesen und schreiben kann, gilt schon als „gelehrt“.

Und nachdem der gelehrte Schreibersmann behende und mit wundervollen Schnörkeln das aufgesetzt, bezahlte Trinidad ihren Obolus und warf den Brief in einen der Tabaksläden, in denen nach spanischer Sitte die Briefkästen sind, denn auf der Straße würde man sich vergeblich die Augen nach einem Briefkasten ausgucken.

* * *

Der Pepe kam in der Kaserne mit seinen schnellen, leichten Schritten auf seinen Kameraden Ramon zu, der die fabelhafte Kunst des Lesens und des Schreibens inne hatte und bat ihn: ihm einen soeben erhaltenen Brief von seiner angebeteten Trinidad vorzulesen. Denn auch Pepe war einer der unzähligen Rekruten in Spanien, die, vom Lande kommend, Analphabeten sind, zum Teil nicht einmal die Uhr kennen und bei Beginn der Dienstzeit erst Schreibunterricht kriegen. Ramon aber war ein echter schlauer Katalane aus Barcelona, mit allen Wassern gewaschen und auf seinen Vorteil aus. Obgleich Pepe ihm jedesmal den Dienst: ihm einen Brief von Trinidad vorzulesen, oder unter Pepes Diktat an Trinidad zu schreiben, mit einem stattlichen Päckchen feinsten Tabaks für die selbstgedrehten Zigaretten bezahlte, hatte Ramon den Plan gefaßt, Trinidad dem Kameraden abspenstig zu machen, die er durch Pepe bei gelegentlichen Begegnungen auf der Straße kennen gelernt. Deswegen führte er jetzt einen bereits gefaßten Plan aus.

Zuerst überflog Ramon den Brief von Trinidad, dann schob er mit einer gekünstelten Bewegung von Verlegenheit das runde, engliegende blau-rote Soldatenkappchen zurüd und sagte: „Ja, das ist ja eine traurige Mitteilung, Pepe! Trinidad will nun nichts mehr von dir wissen. Sie hat einen feinen Herrn hier aus der Stadt kennen gelernt, der ihr besser gefällt als du! Sie will viel lieber sich hier ins schöne Barcelona verheiraten, als mit dir später wieder auf das langweilige Landnest gehen.“

Derweilen starrte Ramon unentwegt in den Brief, um dem Kameraden nicht in die Augen sehen zu müssen. — Pepe war eine viel zu schlichte, einfältig-gute Natur, um diese Schliche zu ahnen. Schließlich war es ja begreiflich, wenn einem Stadtherrn dieses hübsche, blühende Landmädchen Trinidad gefiel, so bezwang er sich äußerlich mit dem Stolz, den im Schmerz selbst der einfachste Spanier zu bewahren weiß, und sagte nur mehrmals: „Daß Trinidad so wetterwendisch ist! Sich so schnell zu einem andern entschließt!“

Ramon zuckte die Achseln und setzte dann noch hinzu: „Sie schreibt, Du solltest nur keinen Versuch machen, sie umzustimmen. Also — mein Lieber! Kopf hoch! Du wärest dumm, wenn Du ihr nicht sofort mit gleicher Münze heimzahl-

test und Dir eines von den niedlichen Mädchen aus Barcelona aussuchtest!“ —

Der Pepe aber zog sich wie ein verwundetes Reh in seine Mannschafsstube zurück und warf sich auf seine harte Britische. Man hatte heute nur wenig Dienst, und so kam er beim Nachdenken über die Sache zum Entschluß: seine Trinidad doch nicht so leichten Kaufes aufzugeben. Zum mindesten wollte er sie fragen, an was er es denn habe fehlen lassen, um ihre Liebe zu verlieren? Und als die Stunde des Ausganges kam, war er froh, daß Ramon bereits verschwunden war und Pepe so nicht fragen konnte: wohin Pepe ginge? Denn Pepe ging schnurstracks in die Wohnung der Verwandten von Trinidad, die sie immer in ihrer freien Zeit besuchte.

Zu seinem Kummer fand er sie verschlossen. Ein Zeichen, daß Trinidad sich wirklich nichts mehr aus ihm machte! Aber eine Nachbarin guckte aus dem Fenster und erzählte ihm, daß Trinidad vorhin mit Vormund und Tante nach Las Planas hinausgefahren sei, um „das Begräbnis der Sardine“ und den Lotteriegewinn zu feiern. Und sie habe gesagt, für den Fall, daß ihr Schatz Pepe nicht rechtzeitig abkommen könne, ließe sie von der Endstation aus auf dem Wege immer wieder ein Sardinchen fallen, damit Pepe ihnen folgen könne. —

Der Pepe hörte mit offenem Munde zu. Wie er traute seinen Ohren kaum! Zur Sicherheit ließ er sich alles von der Nachbarin wiederholen. Dann dämmerte in seinem schlichten Soldatenhirn die Ahnung auf, daß sein Kamerad sich seine Unkenntnis des Lesens und Schreibens zunutze gemacht, um ihn abscheulich zu hintergehen.

Das kam davon, wenn man seine Briefe nicht selbst schreiben und nicht selbst lesen konnte, sondern andere mit seinem Vertrauen beschenke!

Jedenfalls machte er jetzt Rechtskehrt und stapfte mit großen Schritten der Haltestelle der elektrischen Vorortbahn zu und hielt sich immer wieder vor, von der Endstation aus nach jedem Sardinchen am Wege schauen zu müssen. —

* * *

Trinidad war heute nicht so guter Dinge als sonst, wenn sie mit Oheim und Tante ausging. Denn der schlechte Ramon hatte schon im letzten Briefe, den er unter Diktat von Pepe an Trinidad geschrieben, schon allerlei andere Dinge geschrieben, als ihm vom Liebhaber diktiert wurden, und hatte alle zärtlichen Liebesbeteuerungen weggelassen, zu welchen nach spanischer Sitte ein einigermaßen feuriger Liebhaber einfach verpflichtet ist. So stieg in Trinidad bereits seit Tagen ein Bangen auf: Pepe habe sie nicht mehr sehr lieb —?

Ihr Oheim war dafür desto besserer Laune. Die Tante trug im hohen Korb allerlei gute Dinge: Hühner und Tauben, die, schon gerupft,



Beste, seine Rolle der Unschuld aufzugeben, da er ja binnen drei Minuten überführt sein konnte. Er beschloß, Fersengeld zu geben, sprang auf, stieß Weinflaschen und Gläser um, taumelte zwischen Papieren mit ausgebreiteten Kuchen entlang und suchte, den Abhang zwischen Ginstergestrüpp und Gebüsch herabzueilen, als Pepe ihn noch erreichte und ihn unter einer klatschenden Ohrfeige fragte: was er denn hier zu schaffen habe, — und ob er ihm gar den ganzen Inhalt von Trinidads Brief vorgeschwindelt habe? —

Der Ramon aber, der den verben Bauernhäuten von Pepe als zärtlichgerger Stadtburche nicht gewachsen war, riß sich mit einem starken Ruck los und raste in großen Sprüngen wortlos den Abhang herab, um dann im Walde zu verschwinden.

Bei den andern aber war die ganze Sache bald klargestellt. — Ramon würde am Abend vor versammelter Mannschafft in der Kammer seine verdienten Hiebe bekommen, Trinidad und Pepe waren ein Herz und eine Seele. Und so fand das „Begräbnis der Sardine“ noch einen Abschluß, den man nach jeder Hinsicht in hohem Maße als befriedigend bezeichnen konnte!

Der Pepe beschloß auch, um weiteren Rivalitäten und mißbräuchlichem Vertrauen vorzubeugen, auf die dringende Empfehlung von Trinidad, künftig zur Vorlesung und Abfassung seiner Liebesbriefe — den gelehrten Mann in der Schreibbude am Markteingang zu betrauen.

Der verkappte Ruß.

Eine vergnügte Geschichte von Berthold Lanzen.



Es war im August 1914. — Trozdem ist es eine vergnügte Geschichte; andere Geschichten erzähle ich überhaupt nicht, wozu doch auch? —

Also: gegen Ende August 1914 wanderte Frau Kathrin Enderle mit rüstigem Schritt ihres Weges und schaute bedenklichen Gesichts nach dem Stand der Sonne.

Die Schatten längten sich bereits sehr, und sie hatte noch einen tüchtigen Marsch vor sich, ehe sie bei ihrer verheirateten Tochter sein konnte. Die Tochter wohnte jenseits des Waldes, der sich in einiger Entfernung dunkel von dem heiteren Landschaftsbild abhob. Das war heute ein Tag gewesen! Mei! — — Gestern hatte sie den Brief vom Schwiegersohn erhalten: Die Mutter müsse sofort kommen. Unbedingt! Er müsse noch am selben Abend fort: Grenzkommando, Streifen auf Spione und Schmuggler. Die Gret

tönne nicht allein bleiben und was mehr sei — sie wolle es nicht. Die Mutter solle seinen Brief nur der Bahnleitung vorzeigen und sagen, sie könne jeden Augenblick Großmutter werden, die Hebamme hätt's gesagt, und die Tochter sei allein. Da würde man schon eine Ausnahme machen und sie die kurze Strecke mit einem Militärzuge fahren lassen, damit sie rasch da sei. Vom Bürgermeister im Dorf müsse sie sich natürlich einen Ausweis geben lassen und im übrigen — die Mutter hätte ja ihren Mund! Womit er verbleibe ihr getreuer Schwiegersohn Heinrich Zurmatten, Grenzaufseher. —

Natürlich! Die Gret hatte sich doch schon die ganze Zeit über die Schieberei im Elsaß aufge-



regt. Nun holte man ihr noch den Heiner fort. Das Männervolk hat halt kein bißel Verstand! — Jetzt nichts als fort und hin zur Gret. Gleich am Abend noch zum Bürgermeister und den Ausweis geholt, heut früh ins Städtle zum Bahnhof. Dort hatte man ein Einsehen gehabt, — der Vorsteher kannte sie und hatte mit der Militärleitung am Bahnhof gesprochen. Sie durfte also mitfahren bis Seestadt. Nichts als Soldaten und Singerei. An einem Knotenpunkt langer Aufenthalt. Dann hieß es: Alles aussteigen. Umsteigen! Großes Untereinander — höheres Militär. — „Zivilpersonen zurückbleiben! — Wie kommen Sie überhaupt in diesen Zug, Frau? Was ist das für 'ne Wirtschaft? — Was? — Wie? — Brief vom Schwiegersohn lesen? Na, Sie möcht' ich schon als Schwiegermutter haben! — Großmutter wollen Sie werden? — Sehr nutzbringend! — Aber mit diesem Zug können Sie nicht weiter fahren, gute Frau. Ich schreib' Ihnen hier eine Zeile auf für den Zug Nr. . . ; der fährt heut Mittag. Da! — Tjaa, da is nix zu wollen! — Trinken Sie ein Bier, und behalten Sie Ihre schönen roten Bäckle.“ — Es half nichts, — der Zug fuhr ohne sie weiter. — Die Kathrin zappelte sich innerlich ab, aber damit kam sie nicht von der Stelle. Nach langen, hangen Stunden war sie endlich in Seestadt. Dort gab's wieder Schererei! Wenn man doch Großmutter werden sollte und vielleicht

schon war! Du lieber Gott im Himmel! — Aber die Männer haben's Einsehen nit, die Kerle, die! — Sie mußte wirklich noch froh sein, daß man sie nach langem Ausfragen ihrer Wege gehen ließ als „unverdächtig“. „J mein's au,“ sagte sie, drehte sich kurz um und marschierte im Geschwindschritt voran. — Ihr Weg führte sie am Seeufer entlang und aus klaren, braunen Augen schaute sie aufmerksam um sich. Die Erntezeit war vorüber, golden lagen die Stoppelfelder; wie friedlich und schön war alles rings umher! Von Zeit zu Zeit begegneten ihr Soldatenabteilungen — immer traten die Führer an sie heran und fragten sie aus. Sie hielt ihnen Ausweis und Brief schon immer gleich „unter d'Nas.“ — So! jezo war sie im Wald; es war lichter, schöner Buchenwald, im Frühling weiß von Anemonen — Windrösle —, aber nun nachtete es bereits und Frau Kathrin — ja, — ein Held war sie gerade nicht —, so allein im finstern Wald! — Sie kannte ihren Weg ja gut, aber es war halt Krieg! — Und dabei finster! — Da kam eine größere Streife Soldaten heran. — Neuer Aufenthalt! „Woher? — Wohin so spät?“ — Und die gaben ihr den Weg nicht gleich wieder frei, und am Ende wurden einige Mann zu ihrer Begleitung abkommandiert. — „Ganz recht! — Bringt mich nur brav durch den finstern Wald, ihr Bürschle,“ lachte die Kathrin in sich hinein und ging mit ihrem weit ausholenden Schritt in ihrer geraden und aufrechten Haltung voran. Die Soldaten folgten ihr dicht auf den Fersen. Sie hörte sie tuscheln und flüstern. Immer von Russen. Ja, die Grenze!



— vorgestern war im Dorf die Rede umgegangen, daß ein ganz gefährlicher russischer Spion über die Grenze entkommen sei. — Und immer liefen noch Spione umeinander, hieß es. Darum war ja auch der Heiner fort. Doch was ging das sie an? — Immer eifriger Schritt die hochgewachsene, stattliche Frau; sie hatte ihren langen, schwarzen Radmantel umgeschlagen, des Nachttaus wegen, und die schwarzseidene Kappe bedeckte ihre reichen, braunen Flechten. Nengstlich schaute sie, ob der Wald noch immer und

immer nicht zu Ende sei. Hernach mußte sie über eine Höhe und jenseits von der lag dann endlich das Dorf am See, wo der Heiner stationiert war und die Gret sich nach ihr bangte. — Auf die Soldaten hatte sie gar nicht mehr Obacht gegeben. — Endlich wurde es heller, sie trat aus dem Wald hervor und — sogleich nahmen zwei Mann sie in die Mitte. Die andern schlossen sich dicht an. Da hörte sie sie reden: „Des isch doch 'n Mann! Schau doch den Schritt! So lauft kein' Frau nit!“ „Meinscht?“ — denkt die Kathrin. — „Des isch 'n Spion!“ „Ah bah! Spionenriecher seid's.“ — „Sooo? — Warum han mer denn mit 'm gemußt? Und wenn's ne Frau isch, warum schwägt 's denn nit? he?“ — Frau Kathrin preßt ganz fest die Lippen aufeinander, um nicht laut heraus zu lachen. Sie reden sie an, aber sie antwortet nicht. „Nu schwäg i grad nit, euch z' Leid nit; ihr Dubel!“ denkt sie. Wie die daher reden! Es sind halt auch Fremde dabei — Preiße! „Ich glaub auch, wir haben einen guten Fang gemacht,“ sagt nun der Führer, „das ist totischer 'n Spion! Wir liefern ihn beim nächsten Kommando ab, also in Kdorf, dahin geht er ja.“ — „Was du nit alles weischt, du Preißle du,“ sagt Frau Kathrin bei sich, höchst unbekümmert. — „Des isch 'n verkappte Ruß!“ sagt da einer. Nun reißt ihr die Geduld. Ein (Badener) Oberländer! — und solch Zeug schwäge! — Rasch dreht sie sich nach dem Missetäter um und ruft ergrimmt und spöttisch: „Jo, i glaub's au, i bin allemweg 'ne Ruß!“ — Schallendes Gelächter! — „Nein, nein! Sie sind kei Ruß, Frau.“ — „Hie guet Memannißch allewege!“ — „Sell mein i au,“ sagt sie rasch versöhnt und schüttelt die Hände, die sich ihr, abschiednehmend, entgegenstrecken. — Die Soldaten machen Kehrt und wünschen ihr guten Weg. Da tut sie einen tiefen Schnaufser — sie hat immer noch gute zwei Stunden zu gehen durch die sternenslose Nacht. „Wenn nu einer mit mir gehen tät?“ stößt sie hervor. Lautes Gelächter, allerlei Witzworte fallen, nicht eben feine. — „Ich hab's doch eifig, i fürcht mi so allein, un i soll doch Großmutter werden,“ ruft sie erboßt. „Was Ihr Euch denkt! Lausbuben seid's!“ — Nun lachen sie erst, aber gut klingl's und herzlich. — Der Führer, der Preiß, ein Landwehmann aus der Rheinpfalz, sagt nach einigem Besinnen zu einem stattlichen Mann: „Haberkorn, — Seehas und Familienvater!“ — Sie sind ja ortslundig, bringen Sie die Großmutter zum Enkel. Morgen um 8 Uhr melden Sie sich bei mir zurück. — Gute Nacht, Frau, machen Sie sich keine Sorge, Gott wird schon helfen.“ — „Gute Nacht auch! — Und vergelt's Gott!“ — sagt die Kathrin und sieht so verduht aus, daß Haberkorn schmunzelt: „Jo, jo, d' Preiße sind au Menschen.“ — Einträchtig wandern nun die beiden durch das stille Land. —

Als die Dorfhähne krächten, stand Frau Kathrin vor ihrer Kinder Häuslein und winkte Habertorn dankbar ein Lebewohl nach. Dann ging sie hinein in das freundliche kleine Haus, was würde sie finden? Da stand die Zimmertür sperrangelweit auf und kräftiges Gebrüll begrüßte sie. — „Nun könne Sie ruhig einschlafen, Frau Zurmatten, die Großmutter ist doch,“ sprach die weiße Frau, die mit dem Schreier auf dem Arm in der Tür stand. „Aber warum komme Sie erscht jetzt, Frau Enderle?“ — „Ha, wegedene Ruß!“ sagte die Kathrin zerstreut und griff sich eiligst ihren ersten Enkel.



„Ich des 'ne Brode! — Was wiegt's? — Neun Pfund, gell?“ — „Was denkst du, Muetter,“ tönt's schwach und glücklich aus dem Zimmer, „elst!“ —

Das Testament.

Von F. Schröngamer-Heimdal,
Passau-Haidenhof.

All right!“ Der Meßner, der einen weit-schichtigen Better in Amerika hat, händigt seine Spannung mit diesem Zauberswort transatlantischer Prägung, und mit ihm das ganze Dorf.

Denn der lagenhafte Better ist gestorben, hat ein Heidegeld hinterlassen, wie man wenigstens vermutet, und das alte Heimatdorf zum Erben eingesetzt, was man schon amtlich in Händen hat. Der schrullenhafte Better in Amerika, den man im Dorfe kaum mehr vom Hörensagen kennt, hat den Dorflehrer Jörg Liebwein in das Land des Dollars bestellt, um das Testament für das Dorf eigenhändig abzuholen.

Es wäre doch so einfach gewesen, das Geld einfach überweisen zu lassen. Was mußte ein lebendiger Mensch über das große Wasser gehen werden?

„All right!“

Nun ist Jörg Liebwein zurückgekommen. Das Dorf harret in der alten Wirtsstube seiner Ent-hüllungen. „Zehntausend Dollar sind es mindestens,“ meint der Meßner. „Da trifft dann auf jedes Haus ein Tausender. Aber nicht Mark, sondern Dollar. All right!“

„Ich ziel höher,“ schätzt der Lodermüller. „Unter einer Million tut der's nicht. Sagst du's nicht auch, Hofwirt?“

„Ich halt's mit dir, Gevatter . . . Soviel ist sicher, daß wir jetzt das Geschinde und Gerader aufgeben und ein feines Leben führen können wie die Amerikaner selber . . .“

„Wenn nur das Finanzamt nichts drein-macht . . .“, dämpft der Tillhofer die fiebernde Vorfreude.

Jetzt steht Jörg Liebwein, der Lehrer, unter der Tür.

Kein Atemhauch mehr im Saal.

Männerherzen pochen heiß gegen kaltgewordene Pfeifenköpfe. Das Gesumme einer verirren Waldhummel am Fenster hört sich in der Totenstille wie das Brausen eines Weltenchors an. Sogar die Rauchschwaden am braunen Deckengebälk stoden und starren in unerträglicher Spannung.

Jörg Liebwein, der Lehrer, entfaltet das Testament. Seine Stimme, die sonst so froh-gemute, langesweiche, hat etwas Hartes und Hohles, als spräche der Tote selber aus fernen Geistergefiliden:

„Landsleute!

Ihr lebt und ich bin tot. All right!

Ich, Hans Christoph Winterholler, der in Eurem Dorfe geboren wurde und dort bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre die Waldstiere weidete, tue Euch diese Botschaft als meinen letzten Willen kund. Denn ich bin gestorben in Amerika, im Staate Ohio, in der Stadt Pittsburg, Townsendstreet 1763.

Ich habe Glück gehabt und Geld verdient. Soviel Geld, daß ich Euer Dorf daheim hundertmal bar auszahlen könnte. All right!“ —

Ein Pfeifenkopf klirrt zu Boden.

„Daß es wahr ist!“ meint der Meßner. „Scherben bedeuten Glück.“

„Hab ich's nicht gleich gesagt?“ triumphiert der Lodermüller. „Unter einer Million tut er es nicht.“

Die Hummel am Fenster summt wie wahn-sinnig durch die Stille der Erwartung.

Die Geisterstimme an der Tür fährt fort: „Ja, soviel Geld habe ich verdient in Amerika. Aber erst will ich Euch etwas erzählen von diesem Lande des Dollars.“

In Amerika gibt es tausend Städte, aber nicht ein einziges Dorf.

In Amerika gibt es hunderttausend Marmor-kirchen, aber keine einzige Waldkapelle, wie daheim im Hütwalde.

In Amerika gibt es riesengroße Farmen, aber keinen einzigen, rechtlichaffenen Bauernhof.

In Amerika gibt es Maschinen, wo hinten ein Tagwerk Wald hineinkommt und vorne Millionen von gedruckten Zeitungen herauspringen, aber einen Maibaum gibt es in Amerika nicht. All right!

In Amerika gibt es Dampfbäckereien, so groß wie Euer ganzes Dorf, aber einen Backofen auf

Aber ich weiß es jetzt und sage es euch aus Totengefilden. Und Euer lieber Lehrer wird es Euch bestätigen als Augenzeuge; denn nur deshalb, nicht aus Narrenlaune, habe ich ihn in dieses Land kommen lassen: In Amerika gibt es nichts als den Dollar, und der ist hart, steinhart, wie dieses Testament. All right!

„Und das Geld?“ fragt der Meßner schüchtern vom Ofentisch her.

„Das — steht im Nachsatz . . .“ erwidert der Lehrer.

„Hab ich's nicht gleich gesagt?“ jubelt der Loder Müller auf. „Wenigstens eine Million! Vettern, Nachbarn, Gevatterleute! Ein Vivat dem Amerikaner!“

„Der Nachsatz hat eine Klausel, meine Lieben: Jeder Dorfgenosse erhält hunderttausend Dollar, aber nur unter folgenden Bedingungen: Daß er selbst nach Amerika auswandert, dort lebt und arbeitet nach Landesart, nie mehr in die Heimat zurückkehrt und sich in Amerika auch begraben läßt, wenn er einmal das Zeitliche oder Bessere gesagt: das Amerikanische — segnet . . . Wer meldet sich zur Erbschaft?“

Die Augen des Lehrers gehen suchend in die Runde.

Männerköpfe beugen sich über Pfeifenköpfe.

„All right!“ meint der Meßner beherzt. „Wenn's in Amerika nicht einmal eine Kirchweih gibt . . .“

„Einen Maibaum haben sie auch nicht,“ mault der Loder Müller.

„Und etwa auch kein Märzenbier?“ fragt der Hofwirt.

„Überhaupt kein Bier,“ bescheidet der Lehrer.

„Wegen dem Bier wär's noch nicht,“ meint der Tillhofer. „Aber wenn's in Amerika nicht einmal einen Bauernhof gibt, was tät denn dann unsereiner dort? Und — überhaupt . . . Was meinen denn Sie, Herr Lehrer?“

„Ich mein auch, überhaupt . . . Und vivat das Testament! Habt Ihr mich, Landsleute?“

„All right!“ ruft einer für alle. Der Meßner Der Lehrer öffnet lächelnd das Fenster. Die verirrte Waldhummel surrt wie ein goldheller Glodenton ins Freie. Ein Ton von Heimatgloden . . . Oder ist es gar die heimliche Seele des Testaments, wie dem Lehrer scheint? Warum soll ein Testament keine Seele haben? Schon umstößt den Lehrer von den Tischen her eine Heimatsweise aus Männerkehlen: „s Waldvögelr. . . in unserm Wald, auf unsre Bäum, am liebsten stirbt man doch daheim . . .“



Die Augen des Lehrers gehen suchend in die Runde.

dem Anger, den die Hollerstaunen schatten, gibt es in Amerika nicht.

In Amerika gibt es tausend Meilen lange, schnurgerade Bahnstrecken, aber einen heimlichen Hohlweg mit Haselnußheden gibt's in Amerika nicht.

In Amerika gibt es riesige Fabriken mit seelenfressenden Tag- und Nachtschichten, aber eine Hausbank, einen Feierabend gibt es in Amerika nicht.

In Amerika gibt es Klubs und Trusts, Kartelle und Kompagnien, aber keinen Heimgarten, keine Winterstube, kein Spinnrad, keine Raufnacht, kein Kammerfenster, kein Schnadahüpfel, kein Sonnwendfeuer, keine Fastnacht, keinen Osterhasen, keine Kirchweih. All right!

In Amerika gibt es unzählige Menschen, die täglich zehn Dollar verdienen. Aber das sind die Armen.

In Amerika gibt es viele Reiche, die täglich tausend Dollar und noch mehr einheimen. Aber das sind die Allerärmsten, denn sie wissen nicht einmal, daß sie arm sind.

„Und leben auch!“ ruft der Meßner und klaubt die Scherben seines Pfeifenkopfes zusammen. „All right! Hab ich's nicht gesagt? Scherben bedeuten Glück! Drum noch einmal: Ein Bivat dem Testament! All right!“

Aus dem alten Kalifornien.

Zwei Geschichten von Heinrich Kromer.

1.

Als drüben am Stillen Weltmeer in dem Land mit dem verschuppten spanischen Namen Kalifornien Gold gefunden wurde, ist dort in zehn Jahren harter Arbeit und unter vielen Gefahren ein junger Schwarzwälder zu Wohlstand gekommen und hat Welt und Menschen kennen gelernt, so daß er einst seinem Knaben manches zu erzählen gewußt hat, worüber später kein Mensch mehr nachsann, z. B. daß die heutige Weltstadt zu jener Zeit nichts als das Getrümmer eines verlassenen spanischen Klosters war und der Platz, wo jetzt die große Stadt liegt, noch Yerba Buena hieß, auch Yerba Santa, nach einem dort wuchernden Heilkraut, also zu deutsch: Gutes Kraut oder Heiliges Kraut. Dieser Name ist auch nur noch an einem Flecken jener Gegend, einem Stadtviertel vielleicht, hängen geblieben; dafür hat der große Heilige aus dem kleinen Italienerstädtchen seinen Namen für den heutigen Weltort hergeben müssen, der von dem Geiste dieses edlen Armen wohl nie einen Hauch verspürt hat.

Obwohl der Schwarzwälder sich nie seines Wirkens dort berühmte, ist zu sagen, daß er nicht bloß ein begüterter Mann geworden ist, sondern drüben auch ein Pionier des wilden Westens genannt wurde. Warum? Er wußte es selber kaum; aber vielleicht, weil er die wildesten Jahre des erstehenden Kaliforniens durchlebt und dort im Wachsamkeitsausschuß mitgeholfen hat, die Dinge ins Blei zu bringen. Aus einfachen Taten der Pflicht haben die ruhmredigen Amerikaner dann Heldentaten gemacht und den bescheidenen Bestieblern jenes Platzes so einen verstiegenen Titel aufgehängt. Freilich, jener Ausschuß hat, um Recht und Ordnung zu schaffen, manche Woche hindurch, jede Nacht neu, ein halbes Duzend Lumpe und Verbrecher an einem Balkon des Gerichtshauses baumeln lassen: zum Abschrecken, und es hat endlich gefruchtet. Mit einem von diesen gefährlichen Menschen, einem Franzosen, ist der Schwarzwälder öfter zusammengestoßen; doch hat diesen Verbrecher zuletzt nicht mehr der Wachsamkeitsausschuß richten müssen.

Der Schwarzwälder kam dorthin, zweiundzwanzigjährig, übers Weltmeer noch auf dem Segelschiff; denn er hatte Zeit und wollte Geld sparen, und kannte das amerikanische Wort noch nicht, das diese zwei guten Dinge

in eins pfuscht und verdirbt. Nach langer Reise im Sattel kam er durch Texas hinauf ins Land und brauchte dort das Gold nur aufzulesen, sozusagen! Nämlich damals sagte sich dort ein Schweizer: Du hättest jezt Gold genug, und das Heimweh nach deinen Schneebergen bringt dich noch um, und in solchen Erwägungen verkaufte er dem Schwarzwälder die Mine, und dieser machte sich ans Goldwaschen und zog auch in das Zelt des Schweizer, nicht allein, sondern selbst mit einem Deutschen namens Ruckteschel, einem Bayern, den er auf seinem Ritt durch Texas getroffen und als verlässlich befunden hatte, so daß sie auch die Goldgrube zusammen ausbeuteten. Das Zelt bauten sie, weil es nicht Schutz genug vor dem Gesindel bot, stärker aus, indem sie bis zu drei Meter Höhe rohe Balken schichteten, das Dach aber einstweilen im Vierkant mit Leinwand abschlossen. Diese zogen sie von außen um den obersten Balken und nagelten sie innen daran fest. Der Bayer richtete sich in der einen Ecke an der Türwand sein Lager her, schief gegenüber in der andern der Schwarzwälder seines. Daneben hatte er einen Korb für Papierabfälle stehen, unter denen er auch das ergrabene Gold verbarg: dort würde es keiner suchen, meinte er. Ueber dem Kopfe seines Betts hingen zwei geladene Colt-Revolver, die er bei Tag im Gürtel trug, und ein Stutzen; so auch bei Ruckteschel zur Seite des Lagers. Die beiden lebten so einfach wie möglich; denn in jener unerschlossenen Gegend war alles sehr kostspielig; nicht umsonst grub man dort Gold!

Und nicht umsonst trieb sich dort Gesindel und Hufelvolk um, mit dem auch die zwei Deutschen ihre Erfahrungen machen sollten.

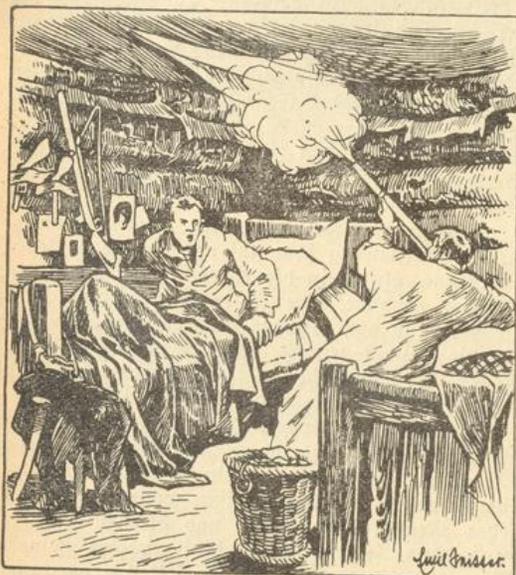
Der Schwarzwälder wurde vierundzwanzig. „Dein Geburtstag hebt gut an!“ dachte er jenes Morgens, als er in der ersten Frühe aus einem Traum erwachte, zögernd, denn der Traum war lebhaft und voll Glanzes gewesen und hatte ihn in die Heimat geführt. Aber was weckte ihn so früh? Es war wohl das freche Rascheln im Korb neben seinem Bett. Dort nämlich tut sich eine Maus an den Papierabfällen gütlich. Der Schwarzwälder hört ihr zu und denkt: Laß das Tierchen gewähren; an deinem Golde wird es sich kaum die Zähne ausbeißen wollen; das wäre eher Menschenbrauch. So und ähnlich denkt er und sinnt weiter und läuft wieder seinem Traum nach und sieht sich im Zelt um, wo kaum die Dämmerung sich hereinraut. Dann horcht er wieder auf die Maus, die immer noch raschelt, und darob überhört er um ein Haar etwas Schlimmeres. Nämlich als das Tier einen Augenblick innehält, vernimmt er ein Geräusch, mit dem er nichts anfangen kann: es kommt immer kurz und brockenweise und, wie ihn dünkt, lauernd und vorsichtig. Er horcht schärfer hin; das Geräusch vergeht; die Maus raschelt

wieder. Er schaut zu Ruckteschel hinüber; so viel er erkennen kann, schläft der noch, dreht sich aber jetzt auf den Rücken und fängt auch gleich zu schnarchen an, wie um die Wette mit der Maus. Da soll er erspüren, was das Geräusch will! Aber er sagt sich: Es ist was am Werk! Und er richtet sich im Bett auf und greift zur Flinte.

Er überflinnt, soweit er sie kennt, die Ansiedler des Goldfeldes: einige berüchtigte Irländer und Mexikaner; ein des Mordes verdächtiger Italiener; endlich der Franzose, der ihm auf dem Weg aus der Staatsmünze einmal in der verlassenen Gegend aufgelauret und in seinem Mordplan nur vom unzeitigen Knurren des fremden Hundes gestört worden ist, so daß der Franzose in seine Gewalt kam.

Uebrigens kommt das Geräusch wieder. Es ist, wie wenn einer Tuch ruckweis zerreißt, und scheint aus der Ecke über Ruckteschel herzukommen.

Ja, dort kommt es her; dort zeigt sich, was vorgeht; dort, am Ansatz des Zeltbuchs, über dem obersten Balken weist ein schmaler Schlitze ein Stück Morgenhimmel her; dort ist die Leinwand zerschnitten; es ist an der Stelle, wo die beiden Zeltgenossen außen an der Hütte einen hohen Holzstoß geschichtet haben. Und durch den Schlitze



Er zielt nach dem Schlitze und gibt Feuer.

schiebt sich etwas herein: ein Stoß? eine Flinte? Dem Bedrohten gilt's gleich: er zielt nach dem Schlitze und gibt Feuer.

Der Bayer ist noch wie aus dem Traum her, dieweil der andere schon in die Kleider hastet und nach den Revolvern greift. Der nächste Schuß versagt; aber draußen ist ein Plumpsen ver-

nehmbar; es ist einer von dem Holzstoß gefallen oder herabgesprungen. Der Schwarzwälder steht an der Türe und lauscht; es verlieren sich Schritte in die Ferne; er nimmt die Riegelbalken weg und geht, da er saubere Luft wittert, mit Ruckteschel hinaus.

Dort finden sie am Holzstoß eine kleine Leiter angelehnt, oben auf dem Stoß selber aber ein Messer, mit dem das Zeltuch zerschnitten worden ist. Dieses Messer kennt der Schwarzwälder. Er hat es einst in einer mexikanischen Spielhölle gesehen, wohin ihn der Reiz, das Glück zu versuchen, einmal getrieben hat. Dort lag es auf dem Tisch vor dem Franzosen, der sich Tabak für die Pfeife damit geschnitten hatte; des Franzosen, der ihm bald hernach in der einsamen Gegend auflauerte.

„Die Tiere sind meine Schutzengel!“ sagt jetzt der Schwarzwälder zu seinem Gefährten; sei es damals ein Hund gewesen, so diesmal eine Maus, die ihm das Leben gerettet habe.

2.

Es ist dem Schwarzwälder noch eine andere Geschichte zugestoßen, die ihn zwar erst in ihrem Abschluß berührt hat; aber insofern sie wie die zwei früheren Nachstellungen auch seinem Goldgalt, pflegte er zu sagen, hier seien aller schlimmsten Dinge drei, und diese schlimmen Dinge hätten denn schließlich auch schlimm für den Franzosen geendet.

Eines Morgens geht der Goldsucher wie gewöhnlich in aller Frühe mit dem Bayern in die Mine. Dabei bemerkt er etwas (und wundert sich drob), das vielleicht einem andern nicht aufgefallen wäre. Nicht fernweg, an einer Blockhütte, die sie seit längeren Monaten als ihr Kosthaus besuchen, sieht er das einzige östliche Fenster offen; es ist dunkel und tot, wie ein ausgebranntes Auge, während er bisher immer den Morgenhimmel sich darin hat spiegeln sehen. Das nun wundert ihn; mehr noch wundert es beide, daß auch der Hund dort nicht Laut gibt, der ihnen morgens immer sein Gebell auf den Weg mitgab. Der Schwarzwälder ruft das Tier bei Namen, er pfeift ihm, er ahmt selbst sein Bellen nach, damit er antworte; er gibt sogar einen Schuß ab; allein es bleibt alles um die Hütte verwunderlich still. Also gehen sie denn gegen das Haus hin, vorsichtig und schußbereit. Sie rufen den Hund nochmals; sie rufen ebenso vergeblich den Namen der Marktenderin. Dafür zieht jetzt ein Gegenstand vor der Blockhütte, unten an dem offenen Fenster, ihr Auge auf sich, den sie aber in der Dämmerung erst erkennen, als sie dicht hintreten. Sie sehen einander erschreckt an, und der Bayer sagt: „Da waren Räuber!“

Die Blockhütte gehörte einer Französin, die zwei Jahre zuvor ihren Mann verlor und seither

dort eine Marktenderei für die umwohnenden Goldsucher führte. Die beiden Deutschen speisten dort seit längerer Zeit und gaben der Französin nach dem versuchten Ueberfall auf das Zelt auch den größeren Teil ihres Goldes zur Aufbewahrung, zugleich als Pfand für ihre Zehrung, solange sie aus der weitabliegenden Staatsmünze geprägtes Geld zu holen versäumten; das aber geschah seit der ersten Nachstellung des Franzosen oft monatelang.

Die Französin war ein großes, kräftiges und entschlossenes Weib. Sie hatte zu ihrem Schutz eine gewaltige Dogge, auch einige Pistolen und einen mächtigen Reiterjäbel, ein Erbstück eines Onkels, der ihn noch als junger Offizier unter Napoleon in Rußland getragen hatte. Dieser Säbel hing mit den Pistolen unter einem Bild des Kaisers ob ihrem Bett; unter dem Bett aber stand ein starker Lederkoffer, worin sie den für ihre Wirtschaft nötigen Vorrat rohen Kaffees aufbewahrte, zugleich aber ihren Schmuck, ihr Geld und in versiegelten Päckchen das gegrabene Gold der beiden Deutschen und vielleicht auch anderer; denn man kannte sie als verlässige Person und vertraute ihr.

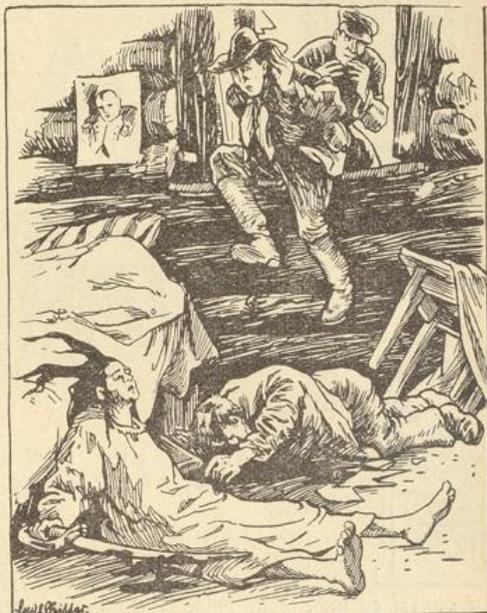
Diesen Koffer finden die beiden vor dem Blochhaus unten an dem offenen Fenster. Der Bayer rät zur Vorsicht; der andere aber meint, es sei da vielleicht noch zu helfen, läßt sich von dem Kameraden in das Fenster emporheben, legt die Pistolen auf dem Sims bereit und hilft dann auch dem Bayern hinauf. Und dort weist ihnen ein einziger Blick, was vorgegangen ist.

Im Schlafraum der Französin, an der Wand unter dem Fenster, liegt mit gespaltene[m] Kopf, aus dem blutiges Gehirn dringl, ein Toter. Die Rechte hält das Gewehr, mit dem Zeigefinger am Abzug. Die beiden könnten von diesem Anblick allein satt sein und sich davon machen; weil es aber noch zu helfen geben mag, steigen sie hinein; und freilich gibt's zu helfen. Sie finden die Französin, nur mit dem Hemd bekleidet, für tot vor ihrem Bett; auf ihrer Stirn steht eine dicke Beule, wohl vom Kampf mit dem Einbrecher her; in der Faust aber hält sie den schweren Reiterjäbel mit erstarrtem Blut daran. Ihr Puls schwingt noch, und die beiden Männer können sie mit Kirschwasser, das sie im Haus vorfinden, nach kräftigem Einreiben wieder zu Atem und Leben bringen. Sie kann aber nur Wirres berichten; sie jammert um ihren Koffer und wieder um den Koffer und nennt dabei einigemal mit Abscheu ihren Landsmann und flucht ihm. Da wissen denn die Retter Bescheid!

Aber wo wäre im Haus eine Spur von ihm?

Sie betten die Frau sorglich auf ihrem Lager und steigen wieder aus dem Fenster, um nach dem Koffer zu sehen. Der hat sich beim Sturz das Schloß aufgesprengt; der Deckel steht offen, und im Gras liegt ein Teil des Kaffees verstreut.

Besagt das zwar wenig, so soll sich aber den beiden die letzte grausige Spur noch weisen: An dem einen Ledergriff hängt wachsblass und blutleer, abgeschlagen hinter dem Gelenk, die rechte Hand des Räubers, des Landsmanns der Französin. Ihre Finger sind wie Adlersfänge um den Griff geschlossen, als sagten sie: So greift die

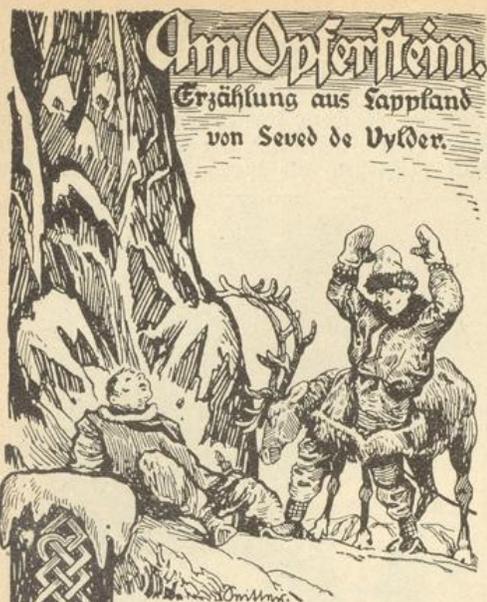


Dort weist ihnen ein einziger Blick, was vorgegangen ist.

Goldgier. Aber an ihr hat der Reiterjäbel seine rächende Wucht gewiesen.

Darüber ist der Tag heraufgekommen, und die beiden Goldsucher nehmen die Fährte des Räubers auf, die sich in Blutstropfen im Grase zeigt. Sie haben nicht lange zu forschen: in einer alten Riesgrube finden sie den Franzosen hinter einem Weidenbusch tot. Vergeblich hält die Linke noch den Armstumpf umklammert; sie hat das Leben festhalten wollen, das im fließenden Blut davondrängte.

Die Französin gedieh wieder zur früheren Kraft und führte ihre Wirtschaft wie zuvor weiter. Das Gold fand sich unberührt in dem Koffer, bei dessen Raub die Frau dem Landsmann die Hand abhackte, als er ihn aus dem Fenster schaffte. Ein edles Stück des Goldes nahm der Schwarzwälder heraus und schickte es in die Heimat; es zeigte, wie er's aus der Erde gegraben, aber als wenn die Hand eines Goldschmieds sich daran gemüht hätte, die feine Gestalt eines Weinblatts, an das sich eine Traube drängte, wie zum Schutz. Die Frau des Schwarzwälders trug das Stück nachmalen als Brosche und keinen anderen Schmuck lieber, wie sie sagte.



Ich besuchte unsern alten, franken Knecht, den Lappen Nila, in seiner Kammer.
 „Na, heute geht's Nila besser. Du siehst viel frischer aus.“
 „O nein, lieber Hauswirt! Mit Nila dauert es nicht mehr lang. Bald findet seine Sehnst Ruhe.“

„So, du hast dich gesehnt. Wonach denn?“
 „Nach den Fjällen, immer und immer nach den Fjällen! Im Himmel sind wohl höhere Fjälle als hier unten? Glaubst du es nicht, lieber Herr?“

„O gewiß! Sonst wäre es kein Himmel für dich, alter Nila.“

„Da hast du recht, lieber Herr! Wenn wir Sameleute selig werden sollen, darf der Himmel nicht eben sein.“

„Nilas Kata¹⁾ wird dort oben auf einem Fjällhang stehen — ich meine, ich kann dich sehen, wie du bei Sonnenaufgang aus deiner Kata kommst, die Hand über die Augen hältst und nach den leuchtenden Fjällspitzen schaut —“

„Der Hauswirt ist gut gegen den armen, alten Lappen und möchte ihn trösten. Aber Nila fällt das Sterben nicht schwer, nur muß er vorher, um ruhig sterben zu können, seine Sünden bekennen. Der Hauswirt ist wohl so gut und hört seine Beichte an.“

„Nila wird wohl keine schweren Sünden auf dem Gewissen —“

„Doch! Es steht geschrieben: ‚Richtet nicht auf daß ihr nicht gerichtet werdet!‘ Gegen

¹⁾ Kata = Zelt.

dieses Gebot hat sich Nila in seinem Hochmut vergangen.“

„Wenn es dich erleichtert, erzähle es mir, alter Nila!“

„Nila weiß noch so gut, als ob es gestern gesehen wäre, wie sein Unglück anfang. Da war er ein kleiner Junge von sieben Jahren. Es war Frühling, und meine Eltern hatten ihre Kata am Ufer eines Fjällsees aufgeschlagen. Neben der Kata stand eine kleine Birke — ich sehe noch, wie schön sie war. Ihre zarten Blättchen zitterten im Winde. Es war das erste Grün, das ich in jenem Jahre sah. Aber in der Nacht trat nochmals strenger Frost ein, und die Blättchen hingen am nächsten Morgen verfroren herab. Es fiel noch einmal hoher Schnee, und nach ein paar Wochen kam das Schlimmste: da taute es mächtig, und der ganze Boden stand unter Wasser, und gleich danach setzte wieder starker Frost ein. Das war das große Hungerjahr für die Rentiere. Alle Weiden lagen unter hohem Eis, so daß sie nicht ans Moos kommen konnten. Wir zogen in langen Tagmärschen weit umher und konnten doch keine eisfreien Plätze finden. Die elenden Graubeine, die Wölfe, zogen hinter uns drein und wurden immer frecher. Je magerer und matter die Rentiere wurden, desto fetter die Räuber. Vater und unser Knecht jagten auf Schneeschuhen hinter ihnen her und erlegten viele, aber es wurden doch nicht weniger. Eines Tages kamen Vater und der Knecht nicht von der Jagd zurück. Als man sie suchte, fand man sie — erfroren auf der Heide —“

„Und trotz all dem Elend sehnst du dich nach den Fjällen, alter Nila?“

„Ja, ja, lieber Hauswirt! Trotz alledem! Wenn ich tot bin, sollt Ihr mich nicht hier im Tal begraben, sondern mich im Schuppen liegen lassen, bis Leute vom Samevolk vorbeikommen. Denen gebt meine Leiche mit! Sie werden mich in den Fjällboden legen und einen Steinhügel über meinem Grabe aufschichten ... Das ist wohl keine Sünde, lieber Hauswirt?“

„Nein, durchaus nicht, guter Nila! Dein Wunsch soll erfüllt werden. Du wirst in deinen geliebten Fjällen ruhen.“

„Danke, lieber Herr! — Ja, und als Vater tot war, wurde ich nach Norwegen verkauft —“

„Verkauft?!“

„Gewiß! Unsere Herde war arg klein geworden. Woher hätte meine arme Mutter Essen für uns Kinder nehmen sollen? Ein armer, alter Lappe nahm mich mit über die Fjälle nach Norwegen. Dort gab's zu essen. Ich denke noch gut daran. Es war in der Zeit der bitteren Kälte. Er wollte zuerst ein Kalb für mich haben, aber das bekam er nicht. Die Lappenkinder waren in jenem Jahr billig. Zuletzt mußte er sich mit zwei Pfund Mehl begnügen.

Die Bauernkinder riefen mir später oftmals nach: 'Das ist der Lappenjunge, der nur zwei Pfund Mehl wert ist!' Der Normann, der mich gekauft hatte, war hart gegen mich. Als kleiner Junge mußte ich schon Mannsarbeit verrichten und wurde obendrein Faulenzer gescholten, obgleich ich mich aufs äußerste anstrengte. Aber ich lernte etwas bei ihm, und als ich groß und stark war, ging ich von ihm fort und ward Fischknecht auf den Ofoten. Als ich eine Zeitlang als Knecht gearbeitet hatte, wurde ich Vormann im Boot und verdiente schönes Geld. Das sparte ich: ich wollte in die Fjälle zurück. Für meine Erparnisse kaufte ich Renttiere und gab sie einem Lappen zur Weide. Der war ehrlich, und Gott segnete meine Tiere.

Als ich vierundzwanzig Jahre alt war, hatte ich eine kleine Herde und zog mit ihr in die Fjälle. Das war im Monat des Schwans. Ich fuhr den alten Wanderweg des Samevolkes über den Grenzpaß, dann am See Tornekräst vorbei und war wieder in den alten lieben schwedischen Fjällen, die ich seit meinen Kinderjahren nicht mehr gesehen hatte. Sie waren mir so vertraut, als ob ich sie erst gestern verlassen hätte. Jede einzelne Bergspitze kannte ich wieder. Und hier fand ich auch meine Mutter. Denk, sie lebte noch! Gott ist doch gut gegen uns arme Menschen, lieber Hauswirt! Das war ein Freudentag für die alte Mutter, als Nila kam! Sie hatte auch ein paar Renttiere, die mein Bruder hütete. Der war genau so alt wie ich, denn wir waren Zwillinge. Ich blieb in ihrer Kata, und wir vereinigten unsere Tiere zu einer Herde.

Eines Tages sah ich unter unseren Tieren ein Renn, das ich nicht kannte. Bruder sagte, es sei ihm weggelaufen, und er habe es wieder gefunden. Und so kamen nach und nach noch mehr entlaufene Renttiere dazu. Ich war blind vor Glück, wieder bei den Meinen zu sein, und merkte nichts; auch trugen alle Tiere unser Zeichen. Aber die Augen gingen mir auf, als mein Bruder verhaftet und vors Ting geführt wurde. Dort wurde er zu Rutenstreichen verurteilt. Ich ermahnte ihn, nicht mehr zu sündigen und nicht seines Nächsten Renttiere zu begehren, auf daß wir nicht in Schande kämen. Damit er nicht in Versuchung käme, schenkte ich ihm alle meine Tiere und ging selber als Knecht zu einem reichen Lappen, der über tausend Renttiere besaß. Mutter starb bald darauf, und er behielt die Kata und alles, was sie hinterließ und gab mir gar nichts. Das Renttierstehlen konnte er doch nicht lassen. Er wurde wieder ertappt und diesmal so hart geschlagen, daß sein ganzer Rücken nur noch rohes Fleisch war, und die Lappen sagten zu ihm, das nächste Mal würde er zum Tode verurteilt.

Ich schämte mich so sehr, daß ich anfang, Brantwein zu trinken. Das war eine Sünde. Mein Herr war sehr reich, aber faul und schlampig. Wenn ich nicht auf seine Herden und seine anderen Knechte acht gegeben hätte, würde er bald keine Tiere mehr gehabt haben. Einmal waren einige seiner Renttiere weggelaufen. Ich fuhr auf Schneeschuhen auf einen Fjällrücken, um nach ihnen auszuschauen. Mein Herr besaß so ein Fernglas, wie du auch eins hast, lieber Hauswirt. Das nahm ich mit. Es war im Sommeranfang. Die Luft war rein und klar, und der Schnee blühte in den Sonnenstrahlen, daß die Augen schmerzten. Ich legte mich hinter einen Stein und spähte durch das Fernglas nach allen Richtungen. Da sah ich auf dem jenseitigen Fjällhang ein einzelnes Renn und hinter ihm drein einen Lappen auf Schneeschuhen mit dem Fangriemen in der Hand. Er war weit weg von mir, aber ich konnte ihn deutlich erkennen: Es war mein Bruder. Nicht weit von ihm sah ich auch ein Mädchen, welches strickte und dabei seine Herde hütete, die am Hang und unten im Tal weidete. Mein Bruder sah es nicht, aber es sah ihn, und es verbarg sich hinter einem Stein. Als er nahe bei dem Renn war, warf er den Lasso und riß es nieder. Doch als er auf ihm kniete und ihm sein Zeichen ins Ohr schneiden wollte, sah er im Auge des Tieres das Spiegelbild des Mädchens, das hinter dem Stein hervorlugte. Da sprang er auf, lief auf es zu und warf ihm die Fangleine um den Hals. Ich sah zu, wie es die Hände rang und um sein Leben bettelte, aber er erdroffelte es ohne Gnade und Barmherzigkeit. Dann schleppte er die Leiche zum See hinunter und verfenkte sie. Ich sah alles und konnte dem armen Mädchen doch nicht helfen: ich war ja weit weit weg, auf der anderen Seite des Tales.

Danach war ich ganz von Sinnen vor Kummer und Aufregung. Was sollte ich tun? Meinen eigenen Bruder anzeigen? Sie würden ihn halb tot gepöbelscht und ihm dann den Kopf abgeschlagen haben. Und die Schande für unser Geschlecht! Ich war verzweifelt. Hier konnte ich nicht mehr bleiben. Ich glaubte, jeder müsse es mir ansehen, daß ich von dem Mord wisse. Ich hatte das Gefühl, Mischuldiger zu sein, und daß die ungesühnte Tat nach Rache zum Himmel schrie.

So nahm ich Abschied von meinem Herrn und fuhr wieder den alten Wanderweg des Samevolkes nach Norwegen zurück. Während der Fahrt dachte ich daran, wie anders ich da stand, als ich herübergezogen kam. Da besaß ich dreißig und vierzig Renttiere und Kraft und Stolz und Lebenszuversicht — und jetzt hatte ich nur noch mein Fahrrenn und war ein gebrochener Mann. Und das alles hatte ich meinem Bruder zu verdanken! Der hatte alles zerstört.



Und wie ich so in wilden Gedanken dahinfuhr, kam mir eine Pulka (Renntierschlitten) entgegen. Sie war noch weit weg und nur so groß wie ein schwarzer Punkt auf dem Schnee, aber damals schoß ich die Augen des Adlers und erkannte den, der darin saß. Es war mein Bruder. Als wir beieinander waren, zügelte er sein Renn, aber ich fuhr zornig weiter. Doch plötzlich schoß es wie Feuer in mir empor. Ich handelte unter einer fremden Gewalt, ohne eigenen Willen. Ich riß mein Renn herum und kaufte meinem Bruder nach. Im Fahren machte ich meinen Fangriemen bereit, warf ihn um seinen Leib, riß ihn aus seiner Pulka und wendete wieder. Mein Renn trieb ich an, daß es wie toll dahinsprengte. Ihn schleppte ich im Riemen hinterdrein. Bald flog er über den weichen Schnee, bald wider die Felsen am Wegesrand. Er stöhnte und jammerie und schrie um Gnade. Aber ich dachte daran, daß er dem armen Lappenmädchen auch keine Barmherzigkeit

ein Renn. Und noch heute hält jeder Sameleute schon seit langer Zeit keine Heiden mehr.

Als ich an den Felsen kam, war es mir, als ob eine Stimme rief: „Kain — Kain — Kain!“ Aber ich hörte nicht auf sie. Ich hielt an und trug meinen Bruder vor den Opferstein. Dort legte ich ihn nieder. Er war übel zugerichtet: Gesicht und Kleider mit Blut besudelt, unheimlich anzuschauen! Aber er lebte und war nicht schwer verletzt, nur zerschunden. Das Renn stellte ich als Zeugen neben uns und klagte ihn mit lauter Stimme an. Ich erzählte alles, was ich gesehen hatte, und fragte ihn zum Schluß: „Bekennst du die Missetat?“

„Ja,“ erwiderte er, „ich habe gesündigt.“ Vor dem Opferstein mußte er die Wahrheit sagen, so sehr es ihm auch widerstrebte.

„Jetzt wird dein Urteil gesprochen. Bist du schuldig oder unschuldig?“

„Schuldig!“

„Welche Strafe gebührt dem Mörder?“

„Der Tod!“ An diesem Ort konnte er nur dem Recht nach sprechen, ohne Rücksicht auf die Folgen.

Aber ich dachte daran, daß es geschrieben steht: „Richtet nicht!“ und deshalb sagte ich: „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bessere. Gehe hin und sündige von nun an nicht mehr!“

Ich band ihn los, wusch ihn mit Schnee und schenkte ihm meine Pulka und mein letztes Renn. Dann befahl ich ihm: „Fahre nach Norwegen und laß dich nie mehr in unsern Fjällen blicken! Denn sonst muß ich dich töten.“

Ich selbst war jetzt ganz arm und blieb arm. Alles, was ich als Knecht verdiente, vertrank ich. Bis ich zu dir kam, lieber Hauswirt. Dir zuliebe, weil du so gut gegen den armen Nila warst, hielt ich mich nüchtern und verabscheute den Brantwein, den Seelenverderber. Glaubst du, lieber Herr, daß mir Gott verzeihen wird?“

„Gott ist die Liebe, Nila. Wenn du in Unverstand und Leidenschaft gefehlt hast, so wird er dir vergeben. Denn du hast bereut und ge-



Luit Brilman.

Im Fahren machte ich meinen Fangriemen bereit, warf ihn um seinen Leib, riß in aus seiner Pulka und wendete wieder.

erwiesen hatte und fuhr grimmig und schweigend weiter.

Und wie ich so dahinsauftete und meinen Bruder hinter mir dreinschleppte, sah ich einen schwarzen Felsen steil aus dem Schnee hervorragen. Das war der Opferstein unserer Väter. Hier hielten in alten Zeiten die Sameleute auf ihren Wanderfahrten an und baten Wäralden-olmaj um glückliche Fahrt und gute Weiden. Und sie opferten einen Schwan oder — wenn sie kein Stück dieses edelsten Wildes hatten —

„Du darfst in Frieden in deinen geliebten Fällen von deinem mühsamen Leben ausruhen.“

Dermaledaites Gedächtnis.

Skizze von August Gantner.

Geschäftsreisender zu sein! Freunde, es ist ein schwierig Ding. Ueberallhin muß man die Fühlhörner ausstrecken. Eine Umsicht verlangt das. Ihr magt euch keine Vorstellung. All die vielen Gesichter, die man sich da merken soll! Und die Namen erst, die Namen! O, es ist oft zum Rasendwerden!

Wie viele Menschen kommen dir auf einer Geschäftstour in die Quere! Und mit allen sollst du freundlich sein. Keinen darfst du vernachlässigen. Freunde, es ist eine harte Nuß. Sollst du einem nicht die nötige Aufmerksamkeit, die schlimmsten Folgen kann es haben.

Der einfältige Pispel, heißt es gleich, der setzt sich aufs hohe Ross und tut, als ob er mich nicht kenne. Dem will ich seinen Hochmut aber heimzahlen. Das wird zu Hause gemeldet. Aufträge hat der von uns nicht zu erhoffen.

Freunde, wenn ihr wüßtet, was mir alles schon passiert ist, ihr würdet mich ordentlich bemitleiden.

Nur einen Fall, einen nur, laßt euch aufstehen:

War wochenlang auf meiner Schwabentour gewesen. Endlich atmete ich froh auf. Der Mohr hatte seine Arbeit getan. Vergnügt ging es Frau und Kind entgegen, der Heimat, dem lieben Freiburg zu. In behaglicher Stimmung schlenderte ich auf dem Zimmendinger Bahnsteig hin und her und wartete auf den Schwarzwaldzug.

Plötzlich grüßte mich ein Fräulein, etne frische, hübsche Erscheinung.

Ziehe natürlich sofort den Hut und verneige mich höflichst. Wetter, wer ist der nette Käufer? Kommt mir so bekannt vor. Den hast du schon dutzendfach gesehen; aber wo, wo, wo? Besinne mich hin und her; stöbere alle meine Gehirnkammern gründlich durch. Donner und Doria! Kann mit bestem Willen das Wo nicht herausfinden. Mustere im Flug meinen ganzen Kundenkreis von Württemberg und Hohenzollern durch. Tuttlingen saust an meinem Gedächtnis vorbei, Spaichingen, Rottweil, Oberndorf usw. Alles umsonst! Alles vergeblich! Nirgendes will das Mädchengesicht hineinpassen.

„Wie geht's Ihnen, Fräulein?“

„Danke, recht gut, Herr Himmelmann“

„Alles recht wohl daheim?“

„Gott sei Dank, ja.“

„Sie sind doch Fräulein Mina?“

„Nein, Lina.“

„Ach ja, ganz recht. Verzeihen Sie gütigst. Mina Lina! Die Aehnlichkeit der Namen! Kein Wunder, daß man irr wird.“

„Hat nichts zu sagen, Herr Himmelmann! Alles kann man ja nicht behalten.“

Vorsicht, Himmelmann! denke ich, ein zweites Mal darfst du dich nicht blamieren.



Wie ich glücklich die Treppe zu meiner Wohnung hinaufstürme, bleibe ich auf etmal betroffen stehen.

Vom Wetter fange ich an, vom neuesten Auto-unfall. Das und jenes kommt an die Reihe. Sie plaudert mit; sie lacht und scherzt recht unbefangen.

Ans Büffet eile ich und kaufe eine Tafel Schokolade, Marke Suchard. „Darf ich mir erlauben, Fräulein Lina?“

„Sie sind zu gütig, Herr Himmelmann!“ Mit einem zuckersüßen „Danke schön“ nimmt sie die Spende hin.

Ihr Zug kommt. „Auf Wiedersehn, Herr Himmelmann.“

„Auf Wiedersehn, Fräulein Lina. Darf ich Ihnen behilflich sein, Ihnen den Koffer tragen?“

Mit gnädigem Nicken erlaubt sie mir, ihr Sklave zu sein.

„Recht herzlichen Dank, Herr Himmelmann.“

„Bitte sehr, gnädiges Fräulein. War mir ein Vergnügen, ein außerordentliches Vergnügen. Glückliche Fahrt und recht schöne Grüße an Ihre werten Angehörigen.“

Ihr Zug dampfte ab und verschwand bald im Tunnel; einige Minuten später saufte meiner dem Schwarzwald zu. Ich bin ordentlich verstimmt, weil ich „Ram“ und „Art“ des Fräuleins nicht festzustellen vermag. Das ganze Höllental

hindurch grüble ich. War sie aus Emmingen oder aus Memmingen? Wohnt sie in Neckarsulm oder in Ulm? Alles Brüten ist erfolglos. Nirgends will sich der Nagel finden, an den das Bild gehört.

Endlich komme ich nach Freiburg. Wie ich glücklich die Treppe zu meiner Wohnung hinaufstürme, bleibe ich auf einmal betroffen stehen. Hell wird's plötzlich in meinem Kopf. Es tagt, es tagt. Länger und länger wird mein Gesicht. Hier auf dieser Treppe habe ich die holde Fee oft gesehen. Mit Bürste und Scheuerlappen bewaffnet, hat sie die Stufen geglättet.

Wie Schuppen fällt mir's von den Augen. Die Lina war's, unser ehemaliges Dienstmädchen, die Diebin, die mit dem Persianerpelz meiner Frau durchgebrannt ist! — — —

O, ich Nilpferd, ich vernageltes!!

Der Weiberzahn.

Droben auf dem Schwarzwald, da wo die Tannenwälder auf dem Urgestein dunkeln, nicht gar weit von Billingen und Schramberg, ist ein kleiner Flecken, der heißt Burgberg.

Das schmale Tal leuchtet grün im Wiesenschmuck, der kleine Bach plätschert lustig hindurch und spiegelt Himmelblau und weiße Sommerwolken und spiegelt auch die seltsame Ruine, die da auf dem Hügel an der linken Talseite steht.

Ein Mauerrest ist's nur, und draus ragt ein zackiges, schmales Stück Mauer hoch in die Höhe. Seltsam sieht es aus — warum blieb gerade nur solch eine Mauerzacke stehen, da alles doch zerfiel? Da nicht einmal der Name derer, die hier gehaust haben, auf uns gekommen ist. Da nichts von ihrem Leben und Tun berichtet wird, als nur die eine böse Tat, die dem Mauerrest seinen Namen gegeben hat.

Müde hatte sich der Wanderer am Rain ins Gras gelegt, die Blumen dufteten und nickten um ihn, Glockenblümlein und Schafgarbe, Hahnenfuß und Wucherblumen und die kleinen Braunellen.

Auf seinen Stab gestützt, stand der Schäfer und sah seiner wolligen Herde zu, die da mit Lust alle die feinen, duftenden Kräuter abzupfte, — wie ein kleiner Sturmwind klang das, wenn man so ganz still zuhörte —, und Flinco, der Schäferhund, lag neben ihm mit hängender Zunge, die seinen Ohren gespißt, die Flanken noch fliegend vom letzten tollen Lauf.

„Ja, Herr,“ sagte der Schäfer, als er die nachdenklichen Blicke sah, die der Wanderer an der Ruine, die da ins Himmelblau ragte, hinaufsandte, „das ist ein sonderliches Mauerwerk, ganz unheimlich sieht es aus, und nicht einmal der Esju will sich damit befreunden; ganz kahl

muß die Mauer stehen. Aber 's ist auch verdientes Schicksal.“ Fragend blickte der Wanderer den Hirten an und hat: „Wisset Ihr nicht die Geschichte der Burg? Wem hat sie gehört, wie heißt das Geschlecht, das sie bewohnte? Und ist sie schon recht alt?“

Bedächtig erwiderte der Schäfer: „Man weiß wenig von den Burgleuten. Ihr Name ist nicht bekannt und nirgends ist ein Zeichen ihres Wappens oder sonst ein Zeichen ihrer Art zu finden, — dafür aber weiß man, warum der Mauerrest gerade so aussieht, wie er da vor uns steht, und warum er ‚Der Weiberzahn‘ heißt.“

„Wie heißt die Burg?“ fragte der Wanderer.

„Ja, Herr, Ihr habt Euch nicht verhört: Weiberzahn heißt man sie in der Gegend; und sieht sie nicht auch wirklich aus wie ein alter, morscher, halbzerbrochener Zahn?“

Eine Weile betrachtete der Wanderer stumm und nachdenklich das seltsame Gebilde. Dann wandte er sich wieder zu dem Schäfer und hat: „Wollt Ihr mir nicht die Sage erzählen? Ihr kennt sie und Ihr Schäfer seid so nachdenklich; ich höre Euch gerne erzählen. Sowohl von den Dingen, die Ihr droben am Himmel und sonst in der Natur seht, als auch, was Ihr wißt von Menschen und ihrem Tun und Treiben. Und wenn es seltsam ist und noch nicht viele Leute es gehört haben, dann ist es mir um so lieber.“

Da stieß der Schäfer seinen Stab fester in den Boden, überblickte noch einmal seine Herde, sandte den Hund ein Stück in die Weide hinein und befahl ihm, gut aufzupassen, und dann begann der alte Mann zu erzählen.

„Es war zur Zeit der Raubritter, da stand die Burg hier voll ausgebaut, groß, mit dicken, festen Mauern und hohem, trozigem Bergfried, von dem der Wächter weit hinein ins Tal sehen konnte. Die Herren der Burg waren ein troziges Geschlecht, stolz auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit, und sie machten ihre Raubzüge immer auf eigne Faust und Rechnung. Weit ritten sie hinaus ins Land, bis Rottweil hin wußten die Krämer zu erzählen von den Streichen des Burgbergers, und fangen konnte ihn keiner, auf sinken Rossen eilte die Räuberhande stets zurück in ihren Waldwinkel, um den der Tann so dicht und dunkel stand, daß niemand auch nur einen Gedanken an Verfolgung wagte.

Aber wie alles einmal ein Ende hat, das Schlimme wie das Gute, kam auch für die Burgberger die Zeit, in der ihnen das Raubhandwerk gelegt wurde — und weil Menschenhand das nicht erreichen konnte, griff ein Höherer ein.

Wieder war der Ritter vom Burgberg hinausgezogen zum Raub, und mit ihm etliche seiner Sitten, die in der Nähe ihre Burgen hatten, von denen freilich heute kein Stein mehr auf

dem andern steht; auch begleitete ihn sein ältester Sohn, ein wilder, rauher Geselle, der lästerte und fluchte, sobald ihm etwas gegen den Willen ging.

Sie hatten diesmal kein Glück gehabt, die Raubritter. Die Kaufleute waren vorsichtig gewesen und hatten sich gute Bedeckung von Reisigen mitgenommen — so daß die Schnapphähne unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, nachdem im Kampf manch einer von ihnen eine Wunde davongetragen hatte. Herr und Knecht ritten in hastender Eile dahin, die Dunkelheit sank schon hernieder, und der rauhe Herbstwind trieb den Reitenden den strömenden Regen ins Gesicht. Nicht viel andres hörte man außer Waffentlirren und Rossegetrappel als manchmal das Stöhnen eines Verwundeten oder einen verbissenen Fluch, wenn eines der Pferde in dem Dunkel über eine Baumwurzel stolperte.

Endlich kam der Burgberg in Sicht. Der Wächter auf dem Bergfried blies in sein Horn, und grimmig lachend malte sich der Ritter in Gedanken aus, wie sich die Frauen in der Burg nun freuen mochten auf die Beute, die sie nahe glaubten.

Schnaubend und klirrend naheten die Reiter der Zugbrücke, als plötzlich an der Seite des Weges ein altes Weib stand, das sich mühsam und zitternd an einem Stock aufrecht hielt. Der wilde Wind riß die grauen Haare aus dem Tuch, das sie um den Kopf gebunden hatte, und trieb sie in Strähnen ihr um das blasse, faltige Gesicht, aus dem die dunklen Augen wie Kohlen glühten — an den Augen war nichts vom Alter der Frau zu sehen. Sie hob die Hand auf, und ihre hohe Stimme schrillte durch Waffengeklirr und Wettergraus.

„Herr Ritter,“ rief die Alte, „laß mich ein in die Burg, gebt mir Obdach für die Nacht, ich kann nicht mehr weiterziehen; ich will Euch Bergelt's Gott dafür sagen.“

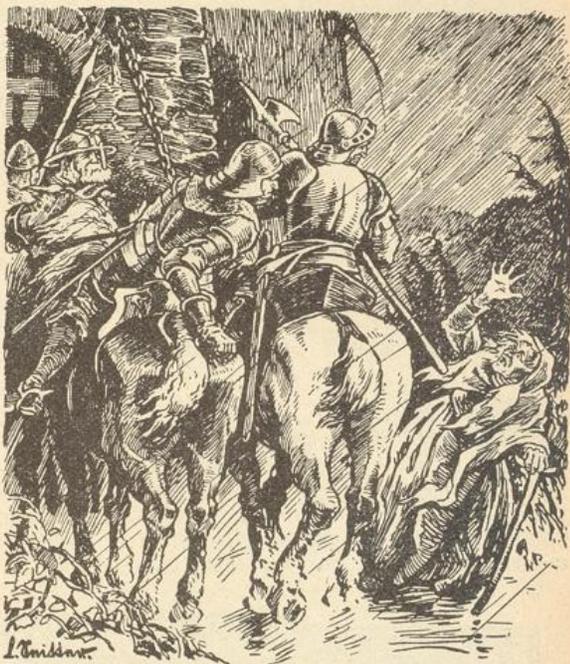
Aber der erboste Ritter rief hohnlachend: „Knechte, das wäre eine feine Beute, wenn wir schon keine andere mitbringen — vielleicht hätte die Burgfrau Freude daran! Weg, Alte, aus dem Weg, sonst treten dich unsere Pferde in den Boden! Solche Gäste will ich nicht in meiner Burg!“

Und der Sohn des Ritters ließ den bösen Worten des Vaters die Tat folgen: er lenkte sein Pferd so, daß es das alte Weib zu Boden stieß. Häßliche Worte und höhnedes Gelächter begleiteten die Tat.

„Seht nur die alte Heze,“ rief der junge Burische, „bald führt der Sturm sie auf ihren Lumpen davon, die Haare fliegen schon dahin,

und eine Schönheit sondergleichen bist du, wie die Rinde unserer Tannen ist dein Gesicht zerrißen, und deine perlengleichen Zähne hast du alle verloren — seht nur, noch ein einziger Zahn ragt da heraus aus dem Mund, das muß wohl der dauerhafteste von allen gewesen sein, daß er die andern überlebte.“

Aber rascher, als man es für möglich halten sollte, stand das Weib wieder auf, und, sich mit der einen Hand auf ihren Stock stützend, hob sie die andere hoch, ballte sie zur Faust und drohend



Sie hob die Hand auf, und ihre hohe Stimme schrillte durch Waffengeklirr und Wettergraus.

klang die Stimme zu der Geste: „Weh dir, Ritter, nun hast du dir dein Urteil selbst gesprochen, verflucht sollst du sein und dein Geschlecht, vergessen sollt ihr werden, kein Wind soll mehr deinen Namen weitertragen können, niemand soll darum wissen! Dein Geschlecht erlösche, deine Burg zerfalle, und nur so viel soll von ihr übrig bleiben, daß der Mauerrest wie ein Zahn zum Himmel ragt, laß, zerfressen und häßlich! Und in fernste Zeiten soll dieser ‚Weiberzahn‘ die Erinnerung tragen an deine Roheit und Unbarmherzigkeit!“

Als die schrille Stimme erklang, hatte ein jäher Schreck den Ritter gefaßt und er hatte einen Augenblick den Zügel seines Rosses angezogen, und als die Alte verstummte und auch plötzlich im zunehmenden Dunkel verschwunden war, ritt er stumm über die Brücke, und rasselnd und klirrend folgten ihm seine Leute, nur leise

flüsternd. Einzig des Ritters Sohn hatte den Uebermut nicht verloren, und lachend und spottend sprang er im Burghof vom Pferde und betrachtete der Burgfrau, was geschehen war.

Allein, anstatt ein Lächeln im Gesicht seiner Mutter zu sehen, erkannte der Sohn, daß ein furchtbarer Schrecken sie ergriffen hatte. „Eilt, eilt!“ rief sie den Knechten zu, „holt mir die Alte, sucht sie bis ihr sie findet, sie soll warmes Obdach und gute Nahrung haben, solange sie will, nicht nur für diese Nacht!“

Und die Knechte liefen. Aber so viel sie auch suchen mochten, die Alte blieb verschwunden, und schauernd hörten der Ritter und sein Weib den Sturm um die Burg heulen.

Mit des Ritters Glück war es zu Ende,“ schloß der Schäfer seine Erzählung, „und was von seiner Burg übrig geblieben ist, das seht Ihr hier, Herr: ‚Der Weiberzahn.‘“

Der Alte schwieg, und erst nach einer nachdenklichen stummen Pause konnte sich der Wanderer bedanken für die Erzählung des Hirten.

Wie soll er es denn machen?

Von W. Karl.

Ein böses Weib hatte einen grenzenlos guten Mann, wie das ja zuweilen vorkommt — auch umgekehrt. Nicht nur, daß der Mann ihr ewiges Zanken und Klaffen mit unermüdlicher Geduld ertrug und stets mit lächelnder Freundlichkeit erwiderte, sondern er war noch stolz darauf, daß

er eine so maulfertige und resolute Frau hatte; er glaubte sogar, er werde deshalb von den Männern beneidet.

Eines Tages nun, als die böse Frau es ihm wieder einmal gar zu wüßt machte, sagte er sich ein Herz und fragte mit zaghafter Freundlichkeit: „Aber Räthel, ich meine, du solltest nicht immer Nein sagen zu allem, was ich rede und tue.“

„Was? Ich täte immer Nein sagen? Einmal habe ich doch Ja gesagt. Aber das reut mich auch, solange ich lebe. Jawohl! Schau mich nur an! Habe ich nicht Ja gesagt, als der Pfarrer uns zusammengab?“

„Das ist wohl wahr. Aber sag' mir jetzt: Warum reut es dich denn?“

„Weil ich dadurch einen Mann erwischt habe, der zu allem, was ich tue und meine, Ja und Amen sagt, der unmännliche Trolli, der Trottel, der . . .“

„Ja, Räthel, so wär's dir also lieber, wenn ich dir ab und zu widersprechen würde? Nun, wenn du danach Verlangen hast, so will ich es in Gottes Namen einmal probieren. Vielleicht bringe ich's fertig.“

„Du? Widersprechen? Mir? Untersteh' dich! Untersteh' dich! Die Augen krahe ich dir aus!“

„Ja, liebe Räthel, jetzt sag' mir nur das eine: Wie soll ich's denn machen, damit es dir recht ist?“

